

8 Kulturelle Codierungen

Normative Ordnungen in sozialen Systemen mit autopoietischer und homöostatischer Struktur manifestieren sich in Praktiken und Diskursen, die auf der menschlichen Neigung basieren, eigene Werte und Ziele zu bevorzugen und kommunikativ zu betonen. Diese Ordnungen definieren, wer zu welchem Grad und in welcher Form zu einer oder mehreren Gruppen gehört oder aus diesen ausgeschlossen wird. Inhärent plural und somit im ständigen Konflikt mit alternativen Ordnungsvorstellungen, sind sie fest in hegemoniale Kontexte eingewoben und existieren nicht isoliert; es handelt sich bei ihnen somit nicht um eine Tabula rasa. Nach der Diskussion zu sozialen Systemen und zur Systemrechtfertigung ergibt sich die zentrale Frage:

Wie erkennen und beeinflussen Mitglieder sozialer Systeme – sowohl auf intuitiver als auch auf bewusster Ebene – die Semantiken, Praktiken und damit verbundenen Emotionen, um aktiv zur Dynamik und Stabilität ihres Systems beizutragen?

Die bisher erörterten menschlichen Tendenzen bieten zwar grundlegende Einsichten in die Prozesse der Gruppenzuordnung und -ausgrenzung, greifen jedoch die spezifischen Dynamiken der Differenzierung und Zuschreibung sowie die multidimensionale und zentrale Rolle von Affekten und Emotionen in komplexeren Systemen nicht vollständig auf. Zur Beantwortung der Frage wird eine Konzeptualisierung kultureller Codes vorgenommen. Sie speist sich aus den bisher besprochenen Erkenntnissen anthropologischer, emotionstheoretischer und soziokybernetischer Perspektiven sowie aus semiotischen Theorien und poststrukturalistischen Ansichten zur Subjektivierung. Diese transdisziplinäre theoretische Perspektive hebt die Bedeutung kultureller Codes als Vermittler normativer Ordnungen bei der strukturellen Kopplung (siehe Kap. 2.2.7) zwischen Individuen und sozialen Systemen hervor. Sie fügt sich nahtlos in das Verständnis autopoietisch konzipierter Schemata ein und bietet, im Unterschied zu strikt systemtheoretischen Ansätzen, eine Sichtweise, die Menschen als eigenständige und empfindsame Wesen mit Handlungsfähigkeit anerkennt. Das ermöglicht eine differenzierte Betrachtung der Wechselwirkungen zwischen individuellen Handlungen und sozialen Strukturen. Die Beleuchtung der dynamischen Interaktion zwischen persönlicher Erfahrung und kollektiven Normen trägt zum tieferen Verständnis der Prozesse bei, durch die soziale Realitäten konstruiert und rekonstruiert werden. Überdies

erkennt diese Perspektive die zentrale Rolle affektiver und kognitiver Prozesse in der Formung sozialer Bindungen und Identitäten an, was die Komplexität menschlicher Sozialität und die vielschichtigen Mechanismen ihrer Reproduktion und Transformation unterstreicht. Kulturelle Codes und affektiv-kognitiv-leibliche Schemata prägen im Prozess der strukturellen Kopplung, wie Systeme einander beeinflussen und sich anpassen. Sie ermöglichen die dynamische Generierung von Bedeutung durch die Interpretation von Differenzen, die auf tief in kulturellen Codierungen verankerten Schemata basieren und bestimmen, wie Informationen verstanden, gefühlt und körperlich erfahren werden. Diese Mechanismen legen fest, welche Reaktionen und Bewertungen kulturell als angemessen gelten, und fördern so eine nuancierte Interaktion zwischen Systemen. Durch diese Codierungen entsteht eine gemeinsame Sprache, die individuelle und kollektive Bedeutungen vermittelt und die Ko-Konstruktion sozialer Realitäten unterstützt. Das macht den Prozess der Bedeutungsgenerierung zu einem dynamischen, von individuellen Erfahrungen und kulturellen Kontexten durchdrungenen Austausch.

Kulturelle Codes dienen demnach als Vermittler zur Konstruktion, Aufrechterhaltung und Transformation sozialer Ordnungen, indem sie sowohl die Grenzen als auch die Möglichkeiten individueller und kollektiver Identitäten und Handlungen innerhalb der betreffenden Systeme definieren und verhandeln. Sie dienen weiterhin als normative Matrizen, die nicht nur Grenzen ziehen und Identitäten formen, sondern auch tief in den Mechanismen der sozialen Reproduktion und der subjektiven Erfahrung verankert sind. Durch die kontinuierliche Interaktion und Internalisierung dieser Codes werden Individuen im Zusammenspiel mit Schemata in die Lage versetzt, sich in der Komplexität sozialer Welten zu bewegen und an der kollektiven Schaffung und Erhaltung sozialer Realitäten teilzunehmen. Obwohl die dabei stattfindenden Prozesse in der Realität miteinander verwoben sind, hilft die modellhafte Aufteilung in drei Bestandteile der kulturellen Codierung dabei, ein klareres theoretisches Rahmenwerk zu etablieren. So können die komplexen Mechanismen der Vermittlung von Bedeutungen, die zur Erschaffung von Differenzlinien und Identifikationsmöglichkeiten führen, strukturiert betrachtet werden. Die modellhafte Einteilung erleichtert das Verständnis der vielfältigen und oft sich überkreuzenden Wege, auf denen kulturelle Codierungen vermittelt und internalisiert werden, und betont die Notwendigkeit eines strukturierten Ansatzes zur Analyse kultureller Dynamiken. Die Prozesse kultureller Codierung sind zentral für das Verständnis der Humandifferenzierung und für die kritische Auseinandersetzung mit der Autopoiesis sozialer Systeme, insofern sie die vielschichtige Art und Weise beleuchten, in der soziale Ordnungen und individuelle Identitäten konstruiert und aufrechterhalten werden. Kulturelle Codes werden entlang von drei verschiedenen Dimensionen konzipiert und wie folgt definiert:

Kulturelle Codes

- A) stellen Zuweisungen von Zeichen zu Bedeutungen dar und definieren gleichzeitig spezifische Differenzlinien, die Systeme von ihren Umwelten abgrenzen. Durch die strategische Codierung spezifischer Semantiken ermöglichen diese Praktiken kulturelle Identifikationsmöglichkeiten und etablieren korrespondierende soziale Realitäten (siehe Kapitel 8.1);
- B) fungieren als autopoietische Elemente innerhalb sozialer Systeme, die durch Minimierung von Entropie ihre Selbsterhaltung und -reproduktion sichern. Die Analyse ihrer strukturellen Kopplung mit der Umwelt offenbart ihre zentrale Rolle bei der dynamischen Gestaltung und Aufrechterhaltung sozialer Ordnungen (siehe Kapitel 8.2);
- C) etablieren spezifische Bedeutungen, die das soziale System stabilisieren und legitimieren, indem sie durch Subjektivierungsprozesse in die Strukturen des Systems eingebettet werden; diese Prozesse ermöglichen es Individuen, die Codes zu internalisieren, wodurch die fortwährende Selbstreproduktion der Codes innerhalb des Systems gefördert wird (siehe Kapitel 8.3).

8.1 Die strategische Codierung spezifischer Semantiken und Differenzlinien (A)

Teil (A) der Definition von kulturellen Codes

Kulturelle Codes stellen Zuweisungen von Zeichen zu Bedeutungen dar und definieren gleichzeitig spezifische Differenzlinien, die Systeme von ihren Umwelten abgrenzen. Durch die strategische Codierung spezifischer Semantiken ermöglichen diese Praktiken kulturelle Identifikationsmöglichkeiten und etablieren korrespondierende soziale Realitäten.

Die erste Dimension thematisiert zwei verschiedene Aspekte der Codierungspraxis: zum einen die rein semiotische Praxis der Zuweisung von Zeichen zu Bedeutungen und zum anderen die Etablierung von Identifikationsmöglichkeiten durch Differenzlinien.

8.1.1 Zuweisung von Zeichen zu Bedeutung

Der erste Aspekt behandelt zunächst die weit diskutierte semiotische Perspektive, in der ein Code die Zuordnung eines bestimmten Zeichens (Signifikant) zu einer Bedeutung (Signifikat) darstellt. Dies bedeutet, dass eine intendierte Bedeutung (das Auszudrückende) durch ein spezifisches Zeichen ersetzt wird – vergleichbar damit,

ein Wort durch ein Symbol zu ersetzen, das für alle Beteiligten innerhalb eines bestimmten Kontextes dieselbe Bedeutung trägt. Dieser Austauschprozess erfolgt in der direkten Kommunikation zwischen zwei Personen, wobei strikte Regeln festlegen, wie Nachrichten codiert und decodiert werden. Die Signifikanz solcher Codes ist eng mit dem sozialen Kontext verknüpft und hängt davon ab, wo und zwischen welchen Personen die Kommunikation stattfindet.

8.1.2 Differenzlinien durch spezifische Codierungslogiken

Der zweite Aspekt der ersten Dimension in Definition (A) betrifft die Bildung von Differenzlinien, die über die einfache semiotische Zuweisung von Zeichen zu Bedeutungen hinausgehen. Diese Differenzlinien schaffen bedeutungsvolle Identifikationsangebote sowohl für komplexe soziale Systeme als auch für Individuen. Durch Bedeutungen geschaffene Differenzlinien werden durch spezifische kulturelle Codierungen wie Sprache, Medien, soziale Netzwerke, Kunst, Bildung und weitere soziale Praktiken sowie Memes vermittelt. Diese Codierungen umfassen Werte, Überzeugungen, Verhaltensnormen und Rollenerwartungen und bestimmen durch ihre Bedeutungszuweisungen, was in einem bestimmten System als »normal«, »erstrebenswert« oder »abweichend« gilt. Gleichzeitig definieren sie die Grenzen dieses Systems und etablieren somit ein nachvollziehbares Zugehörigkeitsregime. Kulturelle Codes spielen also eine entscheidende Rolle dabei, wie Grenzen zwischen konstruierten Gruppen innerhalb sozialer Systeme gezogen und wahrgenommen werden. Die Notwendigkeit, Komplexität – hier auch im Sinne von Entropie verstanden – zu reduzieren, begründet die Erzeugung von Differenzlinien, wie unter Kapitel 8.2 erläutert wird. Die Vermittlung und Internalisierung dieser Codierungen erfolgen durch ein vielschichtiges Zusammenspiel verschiedener Prozesse, die, wie zu Beginn dieses Kapitels dargelegt wurde, eng mit der Codierungspraxis verbunden sind. Um eine Übersichtlichkeit zu schaffen und die theoretische Kohärenz des hier entwickelten Modells zu sichern, wird der spezifische Prozess der Subjektivierung bzw. Konditionierung detaillierter in Kapitel 8.3 behandelt.

Doch nach welcher Logik funktionieren kulturelle Codierungen aktuell in westlichen, hochtechnologisierten, wohlhabenden und demokratischen Gesellschaften mit hohem Bildungsstand, wie beispielsweise in Deutschland? Die hier ins Auge gefassten Differenzlinien stellen konstruierte Grenzen dar, die in Praktiken der Humandifferenzierung eine zentrale Rolle spielen, indem sie Individuen und Gruppen aufgrund verschiedener Merkmale wie Geschlecht, Ethnizität, Klasse, Sexualität, körperlicher Leistungsfähigkeit, Alter und Religion voneinander unterscheiden. Je nach Kontext und Anwendung können diese Differenzlinien unterschiedlich codiert sein. In der hier entwickelten Theorie zur Humandifferenzierung, speziell im genannten westlichen Kontext, stehen vor allem die primordiale und die neo-

liberale Codierungen im Fokus. Diese zwei Codierungslogiken stellen grundlegenden Linsen dar, die ermöglichen, durch das Kaleidoskop spezifischer Codierungen – wie postkolonialer, feministischer, ökologischer, technologischer, multikultureller und sozioökonomischer Ansätze – zu blicken und diese zu entschlüsseln. Diese spezifischen Codierungen, obgleich sie eigenständige Perspektiven und Analysen bieten, sind tief in den Strukturen der neoliberalen und primordialen Logiken verwurzelt und werden durch diese umfassend geformt. Beispielsweise ist die feministische Codierung, obwohl sie spezifische Aspekte der Geschlechtergerechtigkeit und Macht beleuchtet, tief in der primordialen Logik verwurzelt, da sie grundlegende Fragen der Identifikation und Zugehörigkeit thematisiert, welche die Basis dieser Codierungslogik darstellen. Diese primordiale Verankerung überschneidet sich auch mit neoliberalen Codierungen, insbesondere wenn es um die Betonung individueller Freiheiten und Marktmechanismen in der Ausformung von Identifikationsmöglichkeiten geht, was die komplexen Wechselwirkungen zwischen den beiden Ansätzen unterstreicht. Ähnlich lassen sich postkoloniale Dynamiken oder ökologische Herausforderungen durch die Linse neoliberaler Codierungen betrachten, insofern diese Fragen der Ressourcennutzung, Marktdynamiken und globaler Interdependenzen aufwerfen. Die intersektionale Verflechtung schafft ein integratives Gerüst aus neoliberalen und primordialen Codierungslogiken, das die Komplexität und Dynamik der Differenzierung im spezifischen Kontext dieser Arbeit zu erfassen vermag. Dadurch entsteht ein umfassender Rahmen, der es ermöglicht, alle relevanten differenzierenden Bedeutungssysteme zu verstehen und zu analysieren.

Neben den primären Codierungspraktiken der neoliberalen und primordialen Logiken tritt eine distinktive Form der Codierung in Erscheinung, die sich durch den Einsatz leerer Signifikanten auszeichnet. Diese repräsentieren keine Codierung im herkömmlichen Sinne, sondern fungieren als vielseitige Instrumente, die dynamisch mit unterschiedlichen Bedeutungen aufgeladen werden können, um politische Identifikationsmöglichkeiten und Solidaritäten zu gestalten. Ihre Besonderheit liegt in der universellen Anwendbarkeit: Leere Signifikanten transzendieren die Grenzen der primordialen und neoliberalen Codierungslogiken, indem sie als Brücken fungieren, die diverse Codierungspraktiken miteinander verknüpfen und verstärken. Sie eröffnen somit neue Dimensionen der Bedeutungszuweisung, die über die festgelegten Grenzen bestehender Codierungslogiken hinausgehen.

8.1.2.1 Primordiale und neoliberale Codierungen. Eine Übersicht

Primordiale Codierungen stützen sich auf angeblich unveränderliche phänotypische und »ursprüngliche« Merkmale (Vivanco 2018). Die Differenzierung zwischen dem Inneren und dem Äußeren des sozialen Systems beruht hierbei auf einer Logik, die eine konstruierte und logiktheoretisch unhaltbare Auffassung von »Natur« und körperlicher Beschaffenheit zugrunde legt (ebd.). Ein fundamentaler Irrtum

der primordialen Codierung ist die Vorstellung, dass bestimmte Merkmale wie Geschlecht, Ethnizität oder kulturelle Zugehörigkeit unveränderlich, »natürlich« und wesentlich für die Identität eines Individuums seien. Dieser Fehlschluss resultiert aus der Essenzialisierung und Naturalisierung sozial konstruierter Kategorien, was letztendlich zur Naturalisierung sozialer Verhältnisse führt. Primordiale Codierungen greifen auf verschiedene Ideologien zurück, die ihnen die inhaltlichen Grundlagen für ihre Differenzierungsmuster liefern, beispielsweise auf sexistische und rassistische Ideologien. Eine ausführliche Diskussion dieses Themas findet sich in Kapitel 9.

Mithilfe von neoliberalen Codierungen werden Individuen und Gruppen nach Marktlogiken und Wettbewerbsprinzipien bewertet und kategorisiert. Diese Codierungsweise gründet auf der Annahme, dass Marktwerte und Effizienz die entscheidenden Kriterien für den Wert und die soziale Stellung von Personen innerhalb sozialer Systeme sind. Sie propagiert Selbstoptimierung, Eigenverantwortung und Leistungsorientierung und treibt so eine Differenzierung voran, bei der Erfolg und sozialer Status eng mit ökonomischer Leistung und Konkurrenzfähigkeit verknüpft sind. Jedoch folgt die Ausdifferenzierung innerhalb sozialer Systeme nicht einem simplen Innen-außen-Schema, sondern führt zur Bildung verschiedener Klassen und zu vertikalen Ausdifferenzierungen. Hierbei kommt eine klassizistische Logik zum Ausdruck, die Arme und Lohnabhängige durch jene unterdrückt, die privilegierten Zugang zu wesentlichen Ressourcen haben. Diese Codierung wird durch die meritokratische Ideologie unterstützt, die Werte auf der Basis finanzökonomischer Maßstäbe codiert und somit die Kommodifizierung des Sozialen fördert. Diese Umdeutung sozialer Verhältnisse nach marktwirtschaftlicher Effizienz führt zur Marginalisierung derjenigen, die den neoliberalen Leistungskriterien nicht genügen, und verstärkt die Naturalisierung von Ungleichheiten, indem sie als Ergebnisse individueller Anstrengungen oder Fähigkeiten dargestellt werden. Eine kritische und weiterführende Betrachtung dieser Mechanismen erfolgt in Kapitel 9.

Primordiale und/oder neoliberale Codes fungieren als interpretatorischer Metarahmen, in dem Unterschiede zwischen Menschen nicht nur wahrgenommen, sondern auch bewertet und hierarchisiert werden, was wiederum soziale Inklusions- und Exklusionsprozesse steuert. Der Metarahmen dieser Differenzierungspraktiken spiegelt die Komplexität und Vielschichtigkeit menschlicher Sozialstrukturen wider, in denen Machtverhältnisse und Identitätspolitik eng miteinander verwoben sind. Durch die unterschiedliche Codierung von Differenzlinien werden nicht nur Identifikationsmöglichkeiten und Gruppenzugehörigkeiten konstruiert und verhandelt, sondern auch gesellschaftliche Hierarchien und Ungleichheiten reproduziert und legitimiert.

8.1.2.2 Strategische Emotionsmarkierungen

Die Diskussion der ersten Dimension rückt die Vermittlung kultureller Codierungen spezifischer und einflussreicher Semantiken in den Fokus, die sich auf etablierte Muster der Internalisierung beziehen und gezielt bestimmte Schemata ansprechen und/oder aktivieren. Die strategische Nutzung kultureller Codes zur Aufrechterhaltung und Legitimierung normativer Ordnungen durch den Einsatz von Emotionsmarkierungen erfolgt kontextübergreifend. Dabei wird insbesondere auf die strategische Erzeugung und Evozierung von Affekten wie Bedrohungsgefühle, Resentiments, Ängste und Ekel gesetzt, die unmittelbare neurochemische Reaktionen auslösen (siehe Kap. 5). Diese Unmittelbarkeit ergibt sich daraus, dass die Affizierungen das Kleinhirn adressieren und nur durch anstrengende und energieintensive Reflexionen des Großhirns revidiert und modifiziert werden können. Wie in den vorangehenden Abschnitten mit der Einführung und Erläuterung des Konzepts multidimensionaler Schemata deutlich wurde, sind spezifische Emotionen untrennbar mit dem normativen Gerüst sozialer Systeme verbunden. Anhand von Modellen wie dem Minimalgruppen-Paradigma, der Theorie der Systemrechtfertigung und dem Ansatz makrosozialer anthropologischer Konstanten lassen sich bestimmte Gruppendynamiken in diesem Zusammenhang nachvollziehen. Diese Instrumente erlauben es jedoch nicht, die Dynamiken zu rechtfertigen oder moralisch zu bewerten.

Bei der Herausbildung von Unterscheidungsmerkmalen innerhalb sozialer Strukturen spielen emotionale Reaktionen, die durch Emotionsmarkierungen innerhalb kultureller Codierungen ausgelöst werden, eine zentrale Rolle. Diese Markierungen – ob als Zustimmung oder Ablehnung erlebt – sind entscheidend dafür, wie Individuen die in den Codes vermittelten Bedeutungen adaptieren oder verwerfen. Die Emotionsmarkierung beschreibt den Prozess, in dem spezifische Emotionen gezielt an bestimmte kulturelle Codes gekoppelt werden, um deren Akzeptanz oder Zurückweisung zu steuern und somit auf die normative Orientierung innerhalb des sozialen Gefüges Einfluss zu nehmen. Durch die Assoziation von Emotionen wie Scham, Stolz oder Angst mit bestimmten Verhaltensweisen oder Identitäten steuern kulturelle Codierungen die soziale Dynamik und die individuelle Selbstwahrnehmung. Diese affektiven Reaktionen dienen als Mechanismen, um Konformität zu erzeugen oder abweichendes Verhalten zu sanktionieren. Sie sind somit für die Aufrechterhaltung oder Infragestellung sozialer Ordnungen entscheidend. Beispielsweise können primordiale Codierungen mit Emotionen wie Stolz auf eine »natürliche« Zugehörigkeit oder Scham, wenn die betreffende Person nicht den »ursprünglichen« Merkmalen entspricht, verbunden sein.

Ein empirisch vielfach nachgewiesenes Beispiel für primordial codierte Differenzlinien und entsprechende Affizierungen ist das der weißen Superiorität. So werden in Medien und Bildungsmaterialien historische Errungenschaften und kulturelle Leistungen überwiegend weißen Personen zugeschrieben, während Bei-

träge von Personen anderer Ethnien marginalisiert oder ignoriert werden. Diese Codierungen können dazu führen, dass Individuen Stolz auf ihre Zugehörigkeit zur weißen Mehrheitsgesellschaft entwickeln, während Personen, die nicht diesem Bild entsprechen, sich mit Scham oder einem Gefühl der Minderwertigkeit konfrontiert sehen. Dies verstärkt die Wahrnehmung von weißer Überlegenheit und die Abgrenzung gegenüber den auf diese Art codierten und aus dem sozialen System ausgeschlossenen »Anderen«. Die primordial codierte weiße Superiorität manifestiert sich dabei nicht nur in Medien und Bildungsmaterialien, sondern ist auch tief in historisch gewachsenen geopolitischen Konstellationen der Ausbeutung sowie in den fossilenergetisch abhängigen Lebensstilen des Westens verwurzelt, wie im weiteren Verlauf des Buches anhand verschiedener Beispiele dargelegt wird.

Ein weiterer relevanter Kontext der Emotionsmarkierung, insbesondere die *Evozierung von Ekelgefühlen* und die damit verbundene Aktivierung des *Insellappens*, wie in Kapitel 5 erörtert, soll hier beleuchtet werden. Die Methode, Ekelreaktionen im Zuge der Fremdgruppenmarkierung automatisch und blitzschnell auszulösen, ist so alt wie die Menschheit selbst. Eines der historisch am besten dokumentierten Beispiele für Ekemarkierung findet sich in der Verwendung als antisemitische Praxis. Die historischen Wurzeln antisemitischer Vorstellungen und Handlungen reichen bis ins antike Ägypten zurück (Mermelstein 2022, 344). Schon damals manifestierte sich ein Muster der Feindseligkeit gegenüber Juden, charakterisiert durch soziale Kategorisierung, begleitet von intensiven Werturteilen und Emotionen, das in aggressivem Verhalten und Menschenfeindlichkeit gipfelte. Besonders hervorzuheben ist, wie vehement Juden bezichtigt wurden, Menschenopfer in ihren Tempeln durchzuführen oder von leprakranken Sklaven abzustammen (Koller 2009, 9; Jankrift 2019, 27). Im Mittelalter intensivierte vor allem christliche Gemeinden diese Anschuldigungen, indem sie Juden für katastrophale Ereignisse und Epidemien, wie die Pest, verantwortlich machten. Während der Reconquista, der christlichen Rückeroberung Spaniens von den muslimischen Mauren, etablierte sich das Konzept der »Reinheit des Blutes«, ein bis heute fortbestehendes Element rassistischer Diskriminierung (Koller 2009, 17). Die umfangreiche Konversion spanischer Juden zum Christentum führte zur Entstehung zahlreicher antijudaistischer Ideologien, wobei die Zuschreibung von »Unreinheit« eine zentrale und dauerhafte Komponente der Stigmatisierung darstellte. Insbesondere im Kontext der spanischen Reconquista kursierten Behauptungen, männliche Juden würden wöchentlich menstruieren. Zudem wurden Juden im Rahmen des Zwangsbekehrungsediktes von 1492 erstmalig als »Rasse« klassifiziert, was den tief verwurzelten Antisemitismus in historischen Kontexten und seine Weiterentwicklung durch die Jahrhunderte hinweg unterstreicht. Die Charakterisierung von Juden als »Kakerlaken« im Deutschen Kaiserreich illustriert ein erschütterndes Beispiel dafür, wie Entmenschlichung und Ekel als Instrumente zur emotionalen Markierung von Ausgrenzung und Verfolgung zum Einsatz kamen. Diese Rhetorik zielte darauf ab,

Juden systematisch von der menschlichen Gemeinschaft auszuschließen und die Grundlage für staatlich sanktionierte Diskriminierung, Ausgrenzung und letztlich Vernichtung zu schaffen. In diesem Kontext fungierte die emotionsmarkierende Ausgrenzung als mächtiges Werkzeug, um kollektive Abneigung und Hass zu intensivieren. Der Übergang von der Entmenschlichung zur physischen Verfolgung verdeutlicht die tragische Konsequenz solcher Ekelmarkierungen. Diese Praktiken der Emotionsmarkierung haben, obschon in veränderter Form, niemals wirklich aufgehört und zeigen die dringliche Notwendigkeit auf, kontinuierlich gegen solche Mechanismen der Differenzierung und Ausgrenzung vorzugehen.

In der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft werden Ekel, Ressentiments und Gefühle der Bedrohung insbesondere gegenüber Muslimen mobilisiert, wobei sich solche Empfindungen auch gegenüber Juden hartnäckig halten – beispielsweise durch Assoziationen mit stereotyp großen Nasen oder Verschwörungstheorien im Finanzsektor. Diese Formen der Dämonisierung sind nicht neu; schon vor Jahrhunderten äußerte sich Immanuel Kant abfällig über Juden, indem er sie als »Vampire und Teufel« bezeichnete (Brumlik 2016, 46). Diese erstaunlich offenen Aussagen eines renommierten Philosophen werfen ein Licht auf die damals verbreiteten abergläubischen und simplen Ansichten. Politische Diskurse der Gegenwart, die muslimische Migration als »Flut« oder »Welle« beschreiben, suggerieren eine unkontrollierbare, verunreinigende Kraft, die die »Reinheit« der nationalen Identität bedroht. Neben der Unterstellung einer grundsätzlichen Integrationsunfähigkeit und der Behauptung, Muslime würden sich nicht an »westliche Werte« und Vorstellungen von Freiheit anpassen – ein Thema, das im Kapitel zu Schemata der Indifferenz sowie in Kapitel 9.4.3 weiter erörtert wird –, finden sich zahlreiche Ekelmarkierungen, die Muslime als homogen konstruierte Gruppe diffamieren. Zu den Ekelmarkierungen im gegenwärtigen deutschen Diskurs zählen Assoziationen mit Schmutz und Unreinheit. Berichte oder Kommentare, die muslimische Gemeinschaften mit Ghettos oder Slums in Verbindung bringen, implizieren indirekt Verwahrlosung und Vernachlässigung. Ein markantes Beispiel hierfür ist die mediale Darstellung bestimmter Stadtteile wie Berlin-Neukölln oder vergleichbare Viertel in anderen Metropolen wie Paris, London oder Brüssel. Ebenso ist die Beschreibung von Flüchtlingsunterkünften als überfüllt und mangelhaft hygienisch eine Form der Ekelmarkierung. Die abwertende Sprachverwendung, wie die Termini »Islamisierung« in einem negativen Zusammenhang, signalisiert eine fundamentale Bedrohung durch muslimisches Leben in Deutschland. Zusätzlich tragen Karikaturen oder politische Reden, die Muslime auf eine entmenslichende Weise porträtieren, zur Verfestigung dieser negativen Bildsprache bei. Diese Darstellungen und Sprachgebräuche sind weit mehr als bloße rhetorische Mittel; sie dienen als mächtiges Werkzeug zur emotionalen Markierung und Differenzierung, gestützt auf tief verwurzelte evolutionär-biologische Mechanismen der Aktivierung von Abscheu bei Konfrontation mit verdorbener Nahrung und potenzieller Gefahr.

Im Unterschied zu anderen Lebewesen treten beim Menschen, wie in Kapitel 5 erwähnt, zusätzlich moralische und ästhetische Ekelgefühle auf. Dabei handelt es sich um Reaktionen, die nicht auf körperliche Gefahren oder Verdorbenheit beschränkt sind, sondern durch soziale Normen und kulturelle Werte geprägt werden, etwa bei der Abscheu gegenüber als unmoralisch empfundenem Verhalten oder der Ablehnung als hässlich geltender Darstellungen. Diese werden durch das Zusammenspiel des Insellappens mit der Amygdala aktiviert, und reagieren bereits auf die Konfrontation mit visuellen Darstellungen von Drogensüchtigen oder extrem unhygienischen Bedingungen. Diese komplexen Reaktionen sind nicht lediglich individuelle Empfindungen, sondern werden im Kontext der Emotionsmarkierung *strategisch* genutzt, um bestimmte Gruppen zu stigmatisieren und auszugrenzen. Durch die Anwendung dieser Mechanismen zur Diskriminierung wird die Bedeutung der Neurobiologie in der kulturellen Codierung von »Andersartigkeit« sowie in der Aufrechterhaltung und Verfestigung sozialer Systeme und ihrer Hierarchien offenkundig.

Das Sicherheits-Terror-Dispositiv (M.d.M.C. Varela 2016, 65) ist ebenfalls bedeutsam, da es eine ständige Bedrohung durch muslimische Personen suggeriert und in einer obsessiven, reflexartigen Weise wiederholt wird, um Urängste in Menschen zu wecken und ihr Bedürfnis nach Sicherheit anzusprechen. Die Tücke dieser Praktiken liegt darin, dass sie oft mit Bekundungen von Zugehörigkeit und Freundschaft einhergehen, was die Situation nicht verbessert, sondern die Menschen umso mehr verwirrt. Diese vermeintlichen Bekundungen von Zugehörigkeit und Freundschaft, etwa durch betonte Solidaritätsgesten oder symbolische Einladungen zur Teilhabe, wirken auf den ersten Blick integrativ, stehen jedoch oft im Gegensatz zu den parallel geschürten Ängsten und negativen Zuschreibungen, die Muslimen pauschal unterstellt werden. Diese Emotionsmarkierungen dienen letztlich dazu, die Marginalisierung zu legitimieren, indem Forderungen nach mehr Sicherheit unausweichlich mit einer ständig erzeugten Angst vor Terror und Kriminalität verbunden werden. Zahlreiche weitere Beispiele könnten diese Darstellung ergänzen, sollen hier jedoch nicht umfassend diskutiert werden.

Bei der Analyse kultureller Codierungen von Emotionsmarkierungen, insbesondere bezüglich der heterogenen und vielfältigen Gruppen von Muslimen, bietet die Unterscheidung zwischen Sach- und Sozialdimension aufschlussreiche Einblicke in die Mechanismen hinter deren Verbreitung und Einfluss. Die Betrachtung durch die Sachdimension offenbart, wie gezielt negative Emotionen wie Ekel und Bedrohung in bestimmten Diskursen erzeugt und eingesetzt werden. Dies umfasst die thematische Ausrichtung in Medien und politischen Debatten, die Muslime oft negativ darstellen, sowie die funktionalen Aspekte solcher Darstellungen, die darauf abzielen, gesellschaftliche Ängste zu wecken und politische Ziele zu fördern. Die Analyse der Einsatzweise kommunikativer Strategien zur Verfestigung spezifischer Bilder und Erzählungen deckt auf, welche Rolle Emotionsmarkierungen bei der Prägung ge-

sellschaftlicher Wahrnehmungen und Einstellungen spielen. Die Analyse durch das Prisma der Sozialdimension enthüllt die komplexen Beziehungsgefüge und Zugehörigkeitskonstellationen, die durch Emotionsmarkierungen gegenüber Muslimen modifiziert werden. Diese Betrachtungsweise bringt zum Vorschein, wie individuelle und kollektive Identitäten im Kontext sozialer Interaktionen mit Gruppen, die als fremd oder bedrohlich etikettiert werden, konstruiert und rekonstruiert werden. Soziale Dynamiken, intensiviert durch negative Emotionen wie Ekel und Bedrohung, fördern die Abgrenzung und Ausgrenzung von Muslimen und modulieren somit die Ausformung von Eigen- und Fremdgruppen-Identitäten. Diese Mechanismen verstärken die soziale Distanzierung zwischen den Gruppen und legitimieren diskriminierende Handlungen und politische Maßnahmen, indem sie eine scheinbare Begründung für Exklusion und Marginalisierung bieten. Die Fokussierung auf die Sozialdimension offenbart die tiefgreifenden Auswirkungen von Emotionsmarkierungen auf die soziale Matrix und unterstreicht ihre Rolle bei der Aufrechterhaltung und Verfestigung sozialer Hierarchien und Ungleichheiten. Die Nutzung von Emotionsmarkierungen in der Konstruktion von Feindbildern, die auf primordial codierten, ethnozentrischen und polarisierenden Negativstereotypen fußen, spielt eine entscheidende Rolle in der Aufrechterhaltung gewaltbasierter affektiver Ordnungen. Durch die Verankerung diskursiver Macht, die soziale Hierarchien festigt und Privilegien aggressiv verteidigt, werden solche Praktiken zu einem zentralen Instrument der Hegemonie und intensivieren soziale Ungleichheiten. Sie bedienen sich dabei kultureller Erzählungen, um Machtstrukturen zu legitimieren. *Epistemische Gewalt*, ein von Gayatri Chakravorty Spivak geprägter Begriff (Spivak 2008), illustriert, wie bestimmte Diskurse zur Herrschaftsausübung und zur Marginalisierung von Minderheiten genutzt werden. Indem systemische Missstände verschleiert und gesellschaftlich benachteiligte Gruppen stigmatisiert werden, reproduzieren diese Praktiken bestehende Machtverhältnisse. Durch die privilegierte Stellung gewisser Deutungsmuster werden bestehende soziale Ordnungen normalisiert und die Unterdrückung spezifischer Gruppen wird gerechtfertigt.

Die hier skizzierte Dynamik zeigt zudem, inwiefern kulturelle Codierung als autopoietisch verstanden werden kann: Sie ist selbstverstärkend und selbstreproduzierend. Kulturelle Codierungen der weißen Überlegenheit schaffen fortlaufend die Bedingungen ihrer eigenen Rechtfertigung und Reproduktion, indem sie durch Bildung, Medien und geopolitische Praktiken fortgeschrieben und institutionalisiert werden. Sie etablieren ein System, das kontinuierlich Werte und Normen reproduziert, die weiße Überlegenheit als natürlich und legitim darstellen (primordiale Codierung), während andere Kulturen systematisch als rückständig betrachtet werden. Dadurch tragen sie wesentlich zur Aufrechterhaltung und Verstärkung sozialer Hierarchien bei. Ein Beispiel sind ritualisierte Spendenaufrufe für die »Dritte Welt«, in denen schwarze Kinder gezeigt werden, die im Dreck sitzen und offensichtlich hungern. Ebenso finden sich diese Codierungen in der wiederholten

Darstellung von Menschen islamischen Glaubens, die pauschal mit Rückständigkeit verknüpft werden, indem man auf die Unterdrückung von Frauen und »mittelalterliche« Praktiken verweist, ohne deren selektiven Charakter und vor allem den historischen und geopolitischen Kontext zu beleuchten. Dieser Kontext ist nahezu ausnahmslos in hegemoniale und ausbeuterische Verhältnisse eingebettet, in denen westliche Mächte durch Putsche und Kriege zur Etablierung von kriminellen Gangs und Banditen beigetragen haben, die nun als Regierungsführer und Politiker agieren. Die primordiale Codierung lässt sich darüber hinaus auch als systemstabilisierend verstehen: Nach der Theorie der Systemrechtfertigung akzeptieren und verteidigen Menschen existierende soziale und ökonomische Ungleichheiten, weil dies grundlegende Bedürfnisse nach Wissen, Sicherheit und zwischenmenschlichen Beziehungen erfüllt, also dazu dient, Unsicherheiten, Bedrohungen und sozialen Unstimmigkeiten zu begegnen (Jost 2020, 293). Aus einer evolutionären Perspektive könnten Neigungen zur Rechtfertigung des Systems zur sozialen Bindung und Ordnung beitragen, da das Akzeptieren von Ungleichheiten als Zeichen für das Bekenntnis zur sozialen Harmonie gedeutet werden kann (Watts et al. 2016). So wie religiöse Zeremonien über Jahrhunderte die Stabilität gesellschaftlicher Strukturen gewährleistet haben (Flannery and Marcus 2012), generieren die beschriebenen Rituale der Selbstaufwertung und Fremdadwertung durch eine systematische Vernachlässigung wesentlicher Kontextinformationen und kausaler Zusammenhänge – beispielsweise bei Spendenaufrufen für die »Dritte Welt« oder bei Kampagnen, in denen weiße Personen nicht-weißen Frauen zur Emanzipation von der Unterdrückung durch ihre Männer verhelfen – ein Gefühl der Legitimität innerhalb des sozialen Systems. Weitere Beispiele werden wir im Rahmen der Erläuterung zu primordial codierten Regimen der Differenzordnung betrachten (Kap. 9). Während solche primordialen Emotionsmarkierungen die Identifikation mit der Gruppe festigen und die Grenzen gegenüber »Anderen« verstärken, nutzen neoliberale Codierungen hingegen häufig Emotionen wie Angst vor sozialem Abstieg oder Schuldgefühle bei vermeintlichem individuellem Versagen im Wettbewerb. Belohnung und Bestrafung spielen hier eine zentrale Rolle: Erfolg im Sinne marktwirtschaftlicher Leistung wird belohnt und mit positiven Affizierungen verknüpft, während Scheitern negative Affizierungen nach sich zieht. Diese emotionalen Marker unterstreichen die meritokratische Ideologie, nach der jeder für seinen eigenen Erfolg oder Misserfolg verantwortlich ist, und legitimieren bestehende sozioökonomische Unterschiede.

Emotionsmarkierungen tragen dazu bei, dass kulturelle Codes nicht nur besser verstanden, sondern auch nachhaltig im Bewusstsein verankert werden. Indem bestimmte Emotionen gezielt durch kulturelle Codierungen hervorgerufen werden, verstärken sie die Wirkmacht dieser Codierungen und tragen entscheidend zur sozialen Kohäsion oder Spaltung bei, indem sie maßgeblich die Tiefe der Identifikation mit oder die Distanzierung von vorgegebenen Rollenbildern und Normen steu-

ern. Kulturelle Codierungen und die durch sie ausgelösten affektiven Reaktionen konstituieren durch die Heranbildung von Differenzlinien in wesentlicher Weise normative Ordnungen. Die autopoietische Natur kultureller Codierungen wiederum bedeutet, dass Veränderungen in diesen Mustern eine bewusste Anstrengung erfordern, um die zugrunde liegenden Strukturen und Annahmen, die sie stützen, herauszufordern und umzugestalten.

In der sozialwissenschaftlichen Forschung wird das Empfinden einer Bedrohung durch Einwanderung als signifikanter Prädiktor für rassistische Einstellungen und Vorurteile gegenüber Migranten identifiziert. Diese Wahrnehmung beeinflusst nicht nur individuelle Vorurteile, sondern auch die öffentliche Meinung hinsichtlich einer restriktiven Migrationspolitik und der Entwicklung migrationsspezifischer Gesetzgebung. Die strategische Verknüpfung von Einwanderung mit Emotionen wie Angst zeigt, wie politische Akteure und Medien bestimmte Narrative fördern können, die restriktive Maßnahmen legitimieren. Dies verdeutlicht die Nutzung affektiv-kognitiver Schemata in der politischen Kommunikation, um kollektive Einstellungen und politische Entscheidungen zu beeinflussen, was die Wechselwirkung zwischen sozialen Emotionen, kulturellen Codierungen und politischer Gestaltung hervorhebt (Schlueter, Schmidt, and Wagner 2008; Pettigrew, Wagner, and Christ 2010; Schlueter 2013; Zappulla et al. 2023; Sniderman, Peri, and de Figueiredo 2022; Blinder and Lundgren 2019; Wagner et al. 2006). Im Zusammenhang mit den Regimen der Differenzordnung sowie den dazugehörigen soziotechnischen Methoden wird weiter unten die Strategie, Nicht-Fakten als suggestive Trigger darzustellen, auf analytischer Ebene eingehend behandelt. Dabei wird aufgezeigt, wie primordial und neoliberal codierte Logiken ineinandergreifen und wie diese in vernetzten, nicht-linearen Strukturen dazu beitragen, Differenzen sichtbar zu machen und dauerhaft zu verankern.

Ein sehr anschauliches Beispiel für die Anwendung kultureller Codierungen und Emotionsmarkierungen in der politischen Kommunikation ist das Lächerlichmachen von Geflüchteten durch Regierungsvertreter. Im Juli 2018 zeigte sich der deutsche Innenminister auf einer Pressekonferenz erfreut über die Abschiebung von genau 69 afghanischen Asylbewerbern an seinem 69. Geburtstag (Süddeutsche 2018). Amüsiert präsentierte er diese Information mit einem Lächeln der Öffentlichkeit. Trotz der Brisanz der Aussage blieb ein größerer politischer Skandal oder der Rücktritt des Ministers aus. Abgesehen von einigen kritischen Stimmen aus der Opposition fand die Äußerung weitgehend Akzeptanz. Selbst die Bundeskanzlerin zog keine personellen Konsequenzen und behielt den Innenminister trotz vereinzelter, und somit unbedeutender, öffentlicher Empörungsbekundungen über seine Bemerkung im Amt. Darin, wie sich hier ein hoher politischer Amtsträger öffentlich über Flüchtlinge lustig machte, spiegelt sich der Einsatz kultureller Codierungen und Emotionsmarkierungen, um bestimmte Narrative zu fördern. Die Amüsiertheit des Ministers über die Abschiebungen nutzte

Emotionsmarkierungen, die eine Entmenschlichung der Betroffenen suggerierten und komplexe soziale Themen auf vereinfachte, emotional aufgeladene Weise kommunizierten. Der Vorfall veranschaulicht, wie Kommunikation innerhalb des politischen Systems genutzt wird, um bestimmte systemische Funktionen zu erfüllen – in diesem Fall die Legitimierung einer restriktiven Migrationspolitik. Durch die »spaßige« Rahmung einer ernsten politischen Entscheidung verschob der Minister die öffentliche Wahrnehmung und reduzierte potenzielle Kritik. Er aktivierte Schemata, die bereits in der Öffentlichkeit etablierte Vorstellungen und Vorurteile gegenüber Flüchtlingen ansprechen. Sein Lächeln und die fröhliche Präsentation suggerierten eine bestimmte affektive Haltung, die die Ernsthaftigkeit und Tragweite der Situation untergrub. Die Tatsache, dass diese Äußerung keinen größeren politischen Skandal oder Rücktritt nach sich zog, spiegelt wiederum wider, wie politische Diskurse und soziale Dynamiken durch tief verwurzelte kulturelle Codes und die affektive Resonanz innerhalb der Bevölkerung beeinflusst werden. Dies deutet darauf hin, dass solche Narrative und Darstellungen in bestimmten Teilen der Gesellschaft Akzeptanz finden oder zumindest nicht ausreichend Widerstand hervorrufen, um signifikante politische Konsequenzen zu erzwingen. Aus systemtheoretischer Sicht ist der Vorfall ein Beispiel für eine Beobachtung zweiter Ordnung, bei der die Art und Weise, wie über Migration und politische Entscheidungen gesprochen wird, selbst zum Gegenstand der Beobachtung und Reflexion wird. Die Reaktionen auf den Vorfall – sowohl das Ausbleiben eines größeren Skandals als auch kritische Stimmen – spiegeln unterschiedliche Beobachtungen und Interpretationen innerhalb des sozialen Systems wider und demonstrieren die autopoietische Natur sozialer Systeme, die ihre Strukturen durch selbstreferenzielle Prozesse aufrechterhalten. Die Art und Weise, wie das politische System mit diesem Vorfall umgegangen ist und seine eigenen Operationen fortgesetzt hat, bestätigt die Selbstreferenzialität und operative Geschlossenheit des Systems. Der Vorfall illustriert somit, wie politische Macht mithilfe von kulturellen Codierungen und Emotionsmarkierungen genutzt werden kann, um normative Ordnungen zu festigen. Die strategische Nutzung affektiver Mechanismen durch Regierungsvertreter trägt zur Aufrechterhaltung und Legitimierung von Machtstrukturen bei, indem sie bestimmte Gruppen marginalisiert und existierende soziale Hierarchien verstärkt.

Anfang 2024 rief eine Studie, die sich mit der Wirtschaftlichkeit von Migration in Deutschland befasste, große Aufmerksamkeit hervor (Raffelhüschen, Seuffert, and Wimmesberger 2024). Die Autoren der Studie legten nahe, dass Migration, insbesondere unter Berücksichtigung der fiskalischen Effekte, für Deutschland nicht vorteilhaft sei. Sie suggerierten, dass das Land ohne Migration finanziell besser dastehen könnte. Diese Schlussfolgerung beruht jedoch primär auf einer Analyse der direkten ökonomischen Auswirkungen und lässt andere wichtige Aspekte außer Acht. So wird in der Studie nicht ausreichend berücksichtigt, dass

eine rein fiskalische Betrachtung nicht alle sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Beiträge von »Migranten« erfassen kann. Trotz der weitreichenden Implikationen der Studie fand eine differenzierte Diskussion über ihre Methodik und die Beschränkungen ihrer Perspektive in den meisten Medien kaum statt. Dies führte zu einer vereinfachten Darstellung des Themas, die nicht die komplexe Natur der Migration und ihre vielfältigen Auswirkungen auf die Gesellschaft widerspiegelte. Das Suggestieren eines Wohlstandsverlustes kann im Kontext kultureller Codierungen und Emotionsmarkierungen als ein Trigger verstanden werden, der Bedrohungs- und Unsicherheitsgefühle evoziert und somit Ängste innerhalb der Bevölkerung schürt. Die Wurzeln dieser Unsicherheit werden durch solche »Studien« oft auf Orte und Menschen projiziert, die in der hiesigen Wahrnehmung als Ausgebeutete gelten. Das aber erscheint aus der vorliegenden Perspektive als ein Taschenspielertrick, der darauf abzielt, die Aufmerksamkeit von den eigentlichen Ursachen und Verantwortlichkeiten abzulenken und stattdessen Sündenböcke zu schaffen. Diese Vorgehensweise reproduziert nicht nur bestehende Vorurteile und Missverständnisse und damit den systemrechtfertigenden Status quo, sondern verhindert auch eine konstruktive Auseinandersetzung mit den tatsächlichen sozioökonomischen Herausforderungen. Es ist bemerkenswert, dass es zahlreiche andere Studien gibt, die tiefgründigere und vielschichtigere Einsichten in die Thematik der Migration bieten, aber keine vergleichbare Resonanz erfahren haben. Die selektive Nutzung und Interpretation von Studienergebnissen durch verschiedene Systeme stellt eine Form der Komplexitätsreduktion dar, die es ermöglicht, die Vielschichtigkeit der Informationsverarbeitung und -verbreitung in der Gesellschaft handhabbar zu machen. Die Bevorzugung bestimmter Narrative vor anderen spiegelt nicht nur die strukturelle Kopplung zwischen Systemen wider, sondern wirft auch Fragen nach den Kriterien für die Sichtbarkeit und Relevanz wissenschaftlicher Erkenntnisse im öffentlichen Diskurs auf.

Ein weiteres bemerkenswertes Ereignis in diesem Kontext ist die Reaktion in der deutschen Politik auf die steigende Zahl an Geflüchteten in den Jahren 2022/23, die unter anderem durch den Konflikt in der Ukraine bedingt war. Führende Politiker, einschließlich des Bundeskanzlers, betonten in ihren Äußerungen, dass sich »2015 nicht wiederholen« dürfe. Sie sprachen sich für eine strikte Begrenzung der Migration aus und forderten verstärkte Abschiebungen. Unerwähnt blieb in diesen Diskursen oft, dass die Deportation weniger abgelehnter Asylbewerber nichts an den grundlegenden sozialen und wirtschaftspolitischen Herausforderungen Deutschlands ändern würde. Die Mehrzahl der abgelehnten Asylbewerber hat überhaupt keine Papiere und kann schwerlich in Kriegsgebiete abgeschoben werden. Die politischen Manöver scheinen so eher darauf abzuzielen, konditionierte Ängste anzusprechen und ein trügerisches Gefühl von Sicherheit zu vermitteln, ohne effektive Lösungen für die tatsächlichen Probleme zu bieten. Angesichts des wachsenden Einflusses rechtsextremer Gruppierungen und Parteien einigten sich die deutschen

Regierungsparteien im September 2024 darauf, die Schengen- und Dublin-Abkommen auszusetzen, Grenzkontrollen wieder einzuführen und Ängste vor einer möglichen »Einwanderungsflut« zu schüren. Dies ist eine kurzfristige Strategie, um Popularität zu gewinnen, aber ohne mittel- oder langfristige Pläne. Als solche ist sie eine Maßnahme, die auf Kosten der schwächsten Mitglieder geht und keine wirklichen Lösungen für die anstehenden strukturellen Probleme bietet.

Die an diesen Beispielen ablesbaren gezielten Emotionsmarkierungen fördern, verbunden mit der selektiven Wahrnehmung und Interpretation von Informationen als Mittel der Komplexitätsreduktion, die empirisch nachgewiesene Tendenz, dass Menschen, die Einwanderung als Bedrohung empfinden, zu einer restriktiveren Einwanderungspolitik neigen und der Gewährung von Rechten für Einwanderer ablehnend gegenüberstehen (Heizmann 2016). Durch das Schüren von Ängsten, die evolutionär tief in unserem Denken und Fühlen verankert sind, adressieren diese Mechanismen sehr heterogene Ängste in Postdemokratien, wie beispielsweise die Angst vor Armut, vor sozialem Abstieg, Vereinsamung und einer Vernachlässigung der eigenen Werte (Foroutan 2021, 17). Diese Strategie nutzt Emotionsmarkierungen gezielt, um komplexe soziale Phänomene in einfache Narrative zu transformieren, die bestehende Ängste und Unsicherheiten verstärken. Indem sie spezifische emotionale Reaktionen evozieren, fördern sie die Akzeptanz restriktiver politischer Maßnahmen und schwächen die Unterstützung für die Rechte von Einwanderern. Dazu aktivieren sie ein breites Spektrum an gesellschaftlichen Sorgen und machen es politisch nutzbar.

8.1.2.3 Auswahl signifikanter Merkmale

Ein weiterer Aspekt für das Verständnis von Differenzlinien im Zusammenhang kultureller Codierungen (A) ist die Auswahl signifikanter Merkmale. Sie ist ein Schlüsselement in den Prozessen sozialer Differenzierung und Identitätskonstruktion. Diese Merkmale, die sowohl visuelle Kennzeichen als auch abstrakte Konzepte einschließen, fungieren als entscheidende Indikatoren für Zugehörigkeit oder Differenzierung innerhalb und zwischen sozialen Gruppen. Sie reflektieren nicht nur kulturelle, sondern auch psychologische und soziale Dynamiken, die auf individueller und kollektiver Ebene wirken. Die bewusste Auswahl und Betonung dieser Merkmale als Kernwerte einer Gruppe findet Ausdruck in diversen kulturellen Praktiken – sei es durch einen Kleidungsstil, bestimmte Schmuckstücke oder andere als bedeutsam erachtete Symbole. Solche Merkmale sind tief mit spezifischen Emotionen und Handlungsschemata verbunden, die durch kulturelle Traditionen, Bildung und Medien geprägt und verstärkt werden. Die gezielte Konditionierung stärkt hier nicht nur den Gruppenzusammenhalt, sondern fördert auch die Abgrenzung von anderen, trägt also zur Entstehung von »Wir vs. sie«-Dichotomien bei. Die Umwandlung neutraler Signifikanten in kulturell aufgeladene Identitätssymbole verdeutlicht die Kraft kultureller Codierung und symbolischer

Ordnungen bei der Konstruktion sozialer Wirklichkeiten. Objekte und Praktiken erhalten zusätzliche Bedeutungen, die weit über ihre materielle oder funktionale Signifikanz hinausgehen. Diese Prozesse der Bedeutungszuweisung sind keineswegs neutral oder natürlich, sondern vielmehr das Ergebnis sozialer und politischer Verhandlungen, die existierende Machtstrukturen reflektieren und gegebenenfalls verstärken. Ein anfänglich neutraler Signifikant kann schnell zu einem kulturell aufgeladenen Symbol werden, wie das Kopftuch, die Kippa oder Nationalflaggen zeigen. In sozialen Systemen fungieren Sprachen und Akzente als signifikante Merkmale, die die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe signalisieren. Die Aussprache eines Wortes kann dadurch über die reine Kommunikation hinaus zu einem starken Indikator für soziale Identität werden, oft verbunden mit Stereotypen und sozialen Erwartungen. Ebenso können Namen spezifische Bedeutungen erhalten, die über ihre Rolle als persönliche Identifikatoren hinausgehen. Die Wahl eines Namens für ein Kind spiegelt häufig tief verwurzelte kulturelle Präferenzen wider und ist ein Ausdruck der Werte und Hoffnungen, die Eltern ihren Nachkommen mitgeben möchten. Namen werden so zu kulturellen Signifikanten, die Einblicke in ethnische Herkunft, sozialen Status oder religiöse Zugehörigkeit bieten. Nahrungsmittel und Essgewohnheiten, tief in kulturellen Traditionen verwurzelt, dienen als Marker für Gruppenidentität. Was in einer Kultur als Delikatesse gilt, kann in einer anderen aufgrund religiöser oder kultureller Normen verboten sein. Solche Unterschiede in der Nahrungskultur symbolisieren nicht nur Zugehörigkeit, sondern auch die Abgrenzung zu anderen Gruppen und können die Integration in neue kulturelle Kontexte erschweren.

Die Auswahl signifikanter Merkmale, wie physische Attribute, Verhaltensweisen, Sprache, Kleidungsstile oder andere erkennbare Zeichen, spielt eine entscheidende Rolle im Rahmen von Humandifferenzierungspraktiken, da sie eine zentrale Variable darstellt, durch die kulturelle Codierungen und Schemata wirken. Innerhalb eines kulturellen Kontextes als bedeutungsvoll betrachtet, tragen diese Merkmale dazu bei, die Welt in Kategorien einzuteilen, Identitäten zu bestimmen und Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen zu signalisieren. Sie dienen als essenzielle Indikatoren für die Zuweisung und Wahrnehmung von Rollen, Status und Gruppenidentitäten und erleichtern so die Orientierung innerhalb sozialer Strukturen. Durch die gezielte Auswahl und Betonung bestimmter Merkmale als signifikant, fördern kulturelle Codierungen und Schemata die Entstehung von Unterscheidungslinien, die soziale Ordnungen begründen. Diese Merkmale werden mit spezifischen Bedeutungen und Werten belegt, die nicht nur kulturell vermittelt und interpretiert, sondern auch emotional und motivational verinnerlicht werden. Die bewusste sowie unbewusste Anerkennung dieser Merkmale beeinflusst daher die soziale Interaktion, die Bildung von Gruppenidentitäten und die Dynamik sozialer Differenzierung maßgeblich. So werden signifikante Merkmale zu Symbolen

sozialer Identifikation, die auf vielfältige Weise kulturell codiert sind – ein Aspekt, der im weiteren Verlauf näher beleuchtet wird.

8.1.2.4 Kulturelle Codierungen mithilfe leerer Signifikanten

Der Begriff der leeren Signifikanten stammt aus der poststrukturalistischen Theorie. Bezeichnet werden damit weit verbreitete Begriffe oder Symbole, deren spezifische Bedeutung verloren gegangen ist, wodurch sie als Platzhalter für eine Vielfalt von Bedeutungen und Kontexten dienen können (Laclau and Mouffe 1985). Diese Signifikanten sind aufgrund ihrer nicht fixierten Bedeutung »leer«, was sie zu Projektionsflächen für diverse Ideen und Ideologien werden lässt. Ihre Fluidität stellt eine ständige Bedrohung für ihre Identität dar und motiviert das Bestreben, diese Fragilität durch kohärente Konzepte von Einheit zu stabilisieren. Leere Signifikanten sind somit *Konzepte oder Symbole, deren spezifische Bedeutung in der gesellschaftlichen Kommunikation offen oder mehrdeutig bleibt*. Sie werden oft in politischen und sozialen Diskursen verwendet und können eine Vielzahl von Bedeutungen umfassen, wodurch sie als Auffangbecken für diverse Ideen, Überzeugungen und Werte dienen. Das Konzept der leeren Signifikanten erläutert, wie solche Begriffe oder Symbole dazu verwendet werden, Einheit oder Identität innerhalb heterogener Gruppen oder der Gesamtgesellschaft zu schaffen, obwohl ihnen eine klar definierte, spezifische Bedeutung fehlt. In komplexen Gesellschaften spielen leere Signifikanten *eine entscheidende Rolle, indem sie die Identifikation verschiedener Gruppen und Individuen mit gemeinsamen Anliegen oder Identitäten ermöglichen*, auch ohne dass konkrete Inhalte und Ziele präzise festgelegt sind. Sie dienen als zentrale Vermittler in Diskursen, indem sie unterschiedliche Interessen, Anforderungen und Weltanschauungen zusammenführen und vertreten, ohne auf eine singuläre, limitierte Bedeutung reduziert zu sein.

Die Auseinandersetzung mit dem Konzept der leeren Signifikanten erstreckt sich über zahlreiche theoretische Ansätze.¹ Bei der Betrachtung von Praktiken

1 Insbesondere bei Lacans Konzept des Master-Signifikanten, den er als alternative Metapher zum »Point de Capiton« einführt, lässt sich eine Überschneidung mit den Überlegungen von Laclau und Mouffe erkennen, die »Points de Capiton« und Master-Signifikanten als Synonyme behandeln (Zicman de Barros 2023, 2). Der Master-Signifikant verleiht der gesamten Kette von Signifikanten Bedeutung und gewährleistet so die Lesbarkeit eines Diskurses. Ohne ihn würden die anderen Signifikanten in einem Zustand des »Schwebens« verharren. Dies verdeutlicht, wie Diskurse durch den Austausch eines Master-Signifikanten flexibel verändert werden können, es zeigt aber auch, dass ein Diskurs ohne einen Master-Signifikanten inkohärent, chaotisch und sogar psychotisch erscheinen würde. Der Master-Signifikant fungiert als ein Signifikant, der auf sich selbst verweist, indem er das freie Flottieren der Signifikanten stoppt und somit Bedeutung verankert. Politisch gesprochen kann der Master-Signifikant als die letzte Bedeutungsreferenz angesehen werden, als eine »volle« Bedeutung, die sich nicht direkt in Worte fassen lässt und eigene Grundlagen sowie eine eigene Legitimität etabliert. Zicman de Barros führt weiter aus, dass die Idee einer ultimativen Bedeutungsrefe-

der Humandifferenzierung ist eine tiefgehende Diskussion dieser breiten theoretischen Perspektiven jedoch nicht zielführend. Vorrangig soll hier vielmehr die Konzeption von Laclau betrachtet werden. Leere Signifikanten fungieren ihm zufolge als zentrale Verbindungspunkte in diskursiven Strukturen, indem sie unterschiedliche Anliegen, Ideen oder gesellschaftliche Elemente vereinen, ohne eine endgültige Bedeutung zu besitzen (Laclau 2007, 63). Sie dienen als Arenen, in denen verschiedene Identitätsbedeutungen verhandelt und umgeformt werden. Diese flexiblen, oft mit umfassenden, jedoch unbestimmten Konzepten wie Freiheit, Gerechtigkeit oder Gleichheit verbundenen Symbole fördern soziale Identifikationsmöglichkeiten und den Zusammenhalt trotz potenziell vager oder umstrittener Untermauerungen (ebd., 69). Hierbei geht es um die Rolle von Symbolen, die mit weitreichenden, aber oft unklar definierten Konzepten wie Freiheit, Gerechtigkeit oder Gleichheit verbunden sind. Diese Symbole sind flexibel und vielseitig interpretierbar (vage), was bedeutet, dass sie unterschiedliche Bedeutungen für verschiedene Menschen oder Gruppen haben können, je nach deren kulturellen, sozialen oder persönlichen Perspektiven. Trotz dieser potenziellen Unklarheit oder Kontroversität ihrer genauen Bedeutung und Untermauerung tragen diese Symbole dazu bei, soziale Identifikationsmöglichkeiten zu schaffen und den Zusammenhalt innerhalb einer Gruppe zu fördern. Das bedeutet, dass selbst wenn die zugrundeliegenden Konzepte wie Freiheit oder Gerechtigkeit nicht eindeutig festgelegt oder allgemein anerkannt sind, die damit verbundenen Symbole dennoch eine starke Identifikationskraft besitzen können. Sie ermöglichen es Individuen und Gruppen, sich um gemeinsame Werte oder Ziele zu versammeln und ein Gefühl der Zugehörigkeit und des kollektiven Zusammenhalts zu entwickeln, auch wenn die Interpretationen dieser Werte variieren. Diese Symbole funktionieren somit als Katalysatoren für soziale Bindung und Solidarität, indem sie über ihre vielschichtige Interpretierbarkeit ein breites Spektrum an Identifikation und Engagement ermöglichen. Im Prozess der Subjektivierung fungieren leere Signifikanten als Werkzeuge, durch die Individuen ihre Identität und ihren gesellschaftlichen Platz interpretieren und aushandeln. Sie prägen, wie Menschen sich und andere innerhalb eines komplexen Netzes sozialer Kategorien begreifen. Durch die Zusammenführung verschiedener, oft gegensätzlicher Ideen unter einem scheinbar einheitlichen Konzept erleichtern sie die Koexistenz und Verhandlung unterschiedlicher Identitäten und Gruppierungen.

renz, die einen Diskurs strukturiert, in den Arbeiten zahlreicher Philosophen und politischer Theoretiker präsent ist, darunter Karl Marx mit seinem »Point d'Honneur«, Claude Lefort mit seiner Betonung der Gewissheitsreferenzen (»Repères de Certitude«), die laut ihm die Moderne aufgelöst hätten, bis hin zu Richard Rortys »endgültigem Vokabular«, Derridas transzendentelem Signifikat und Spivaks Masterwords.

In der Humandifferenzierung spielen leere Signifikanten eine wesentliche Rolle, indem sie Einfluss darauf nehmen, wie Unterschiede konstruiert, wahrgenommen und erfahren werden. Sie tragen zur Legitimation sozialer Hierarchien bei und rechtfertigen Inklusions- oder Exklusionsmechanismen, indem sie vage, aber einflussreiche Vorstellungen von »Normalität« oder »Anderssein« vermitteln. Leere Signifikanten sind wirkungsvolle Instrumente zur Konstruktion von Identitäten und zur Ausübung von Macht. Sie bieten die Möglichkeit, vielschichtige soziale, politische und kulturelle Themen unter einem Konzept zusammenzufassen, das zwar den Anschein von Kohärenz erweckt, aber eine breite Identifikation und Mobilisierung heterogener Individuen fördert. Gleichzeitig verbergen sie die Mehrdeutigkeit und die Zufälligkeit sozialer Kategorien und Identitäten. Leere Signifikanten zeichnen sich demgemäß durch ihre Unbestimmtheit und Offenheit aus und bieten keine definitive Erklärung oder Begründung (Castoriadis 1997, 240). Zu zentralen Elementen in der Konstruktion kollektiver Identitäten werden leere Signifikanten gerade dadurch, dass sie sie unterschiedliche Bedeutungen übersteigen, zugleich aber auch ermöglichen. Beispiele hierfür sind universelle Konzepte wie Gott oder die in den Menschenrechten verankerten Vorstellungen von Gerechtigkeit. Solche universalistischen Codes prägen das Selbstverständnis von Gruppen und erlauben die Auseinandersetzung mit deren vielfältigen Interpretationen. Die Verwendung leerer Signifikanten in politischen und sozialen Diskursen erlaubt es herrschenden Gruppen, ihre Konzepte von Normalität und Legitimität durchzusetzen und damit zur Stabilisierung der sozialen Ordnung sowie zur Aufrechterhaltung existierender Machtstrukturen beizutragen. In diesem Kontext spielen affektive Bindungen durch Emotionsmarkierungen jeglicher Art eine entscheidende Rolle. Affekte wie Zugehörigkeit, Stolz oder Ablehnung verankern die ausgewählten bedeutenden Merkmale tief in der individuellen und kollektiven Psyche und verstärken so die psychosoziale Effektivität der Gruppenidentität. Affektive Bindungen bewirken, dass soziale Kategorisierungen und die damit einhergehenden Identitätskonstruktionen nicht nur auf einer kognitiven Ebene verarbeitet, sondern auch emotional erlebt und erfahren werden; sie fördern nicht nur die Bindung innerhalb der Gruppe und die Abgrenzung gegenüber anderen, sondern können auch soziale Spannungen und Konflikte intensivieren.

Ein wesentlicher Punkt in der Diskussion über leere Signifikanten ist, wie Chantal Mouffe hervorhebt, das Aufeinandertreffen verschiedener, sich widersprechender leerer Signifikanten, die auf komplexen Wir-sie-Dichotomien basieren. Für unseren Kontext ist dabei das durch konkurrierende Formen der Gruppenidentifikation entstehende Paradox entscheidend. Es entsteht aus dem Angebot verschiedener Identifikationsmöglichkeiten für Individuen innerhalb einer imaginären Gruppe, etwa einer Nation. Besonders prägnant wird dies in der Unvereinbarkeit der zwei maßgeblichen leeren Signifikanten einer Demokratie: Gleichheit und Freiheit (Mouffe 2010, 66). Dieses Paradox manifestiert sich in einem fortwährenden Rin-

gen um die Verwirklichung demokratischer Gleichheit, sowohl in Form von Bürgerrechten innerhalb eines Staates als auch in Form von Menschenrechten, die universelle Gültigkeit beanspruchen. Die Herausforderung besteht darin, ein Gleichgewicht zu finden, das die Koexistenz von individueller Freiheit und kollektiver Gleichheit ermöglicht und dabei die inhärenten Spannungen innerhalb der demokratischen Ordnung anerkennt und adressiert. Mouffe argumentiert also, dass Freiheit und Gleichheit zentrale, jedoch potenziell widersprüchliche Werte demokratischer Gesellschaften darstellen. Das Streben nach maximaler Freiheit für alle Individuen würde mit der Realisierung von Gleichheit kollidieren, da uneingeschränkte Freiheit zu sozialen und ökonomischen Ungleichheiten führt, die wiederum die Gleichheit untergraben. Als leerer Signifikant vermag der Begriff »Gesellschaft« eine Vielzahl von Bedeutungen und Werten zu umfassen, ohne dabei eine feste oder eindeutige Definition anzunehmen. Der Gebrauch von »Gesellschaft« in dieser Weise spiegelt das Paradox zwischen Freiheit und Gleichheit wider. Mit diesem Begriff wird ein Rahmen für die Aushandlung der beiden potenziell widersprüchlichen Werte geschaffen. Indem »Gesellschaft« als Sammelbegriff für eine Vielfalt von Vorstellungen sozialer Ordnung dient, die oft gegensätzlich sind, reflektiert er die anhaltende Spannung und das Ringen um eine Balance zwischen Freiheit und Gleichheit. »Gesellschaft« wird dadurch zu einem Ort dynamischer Verhandlungen über die Bedeutungen und Prioritäten dieser grundlegenden Werte. Die Rolle von »Gesellschaft« als leerer Signifikant erlaubt es unterschiedlichen Gruppen innerhalb der Gesellschaft, diesen Begriff mit eigenen, häufig gegensätzlichen Bedeutungen zu versehen, die ihre spezifischen Vorstellungen von Normalität, Legitimität und Zugehörigkeit zum Ausdruck bringen. Diese flexible Nutzung verweist auf die Vielschichtigkeit sozialer Realitäten und die kontinuierliche Auseinandersetzung um die Kernwerte demokratischer Gesellschaften. Im Kontext der Sachdimension zeigt sich, dass die Fluidität des Begriffs »Gesellschaft« es ermöglicht, mit der Gleichzeitigkeit des Unterschiedlichen in einer Weise umzugehen, die die Komplexität und Vielschichtigkeit sozialer Realitäten sowohl verbirgt als auch offenbart (Nassehi 2021, 220). Der Begriff dient somit als eine Art Sammelbecken für die vielfältigen, sich überschneidenden und oft konfligierenden Narrationen und Identitäten, die das soziale Gefüge ausmachen. Die Fluidität des Begriffs »Gesellschaft«, wie Nassehi (ebd.) sie beschreibt, eröffnet eine Perspektive auf die Art und Weise, wie innerhalb dieses Konzepts die Vielfalt sozialer Narrationen und Identitäten organisiert wird – ein Prozess, der die Komplexität und Vielschichtigkeit sozialer Realitäten zugleich verbirgt und enthüllt. Als Sammelbecken unterschiedlicher, oft miteinander im Konflikt stehender Narrative und Identitäten spiegelt der Begriff die grundlegende Natur der Identitätsbildung wider. Identität, die tief im Wechselspiel von Differenzen und den Praktiken ihrer Markierung verankert ist, bleibt eine ständig in Bewegung befindliche Konstruktion; sie ist niemals endgültig fixiert und immer überdeterminiert im Sinne Althusser. Diese Überlegungen führen zu

einem Verständnis von Identität, das sich nicht allein in der Abgrenzung gegenüber einem »konstituierenden Außen« (Laclau 1990, 10) manifestiert, sondern auch in der Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Fluidität und den darin enthaltenen Differenzen. Die Existenz eines solchen Außen, das notwendig ist, um die Grenzen der eigenen Identität und Kultur zu definieren (Mouffe 2010, 130), ist hier untrennbar mit der Fluidität und Offenheit des Begriffs »Gesellschaft« verbunden. In dieser Wechselwirkung zwischen der gesellschaftlichen Gesamtheit und der individuellen und kollektiven Identitätsbildung wird deutlich, dass die Konstruktion von Identität und das Navigieren innerhalb der »Gesellschaft« zwei Seiten derselben Medaille sind: Beide sind geprägt von einer ständigen Dynamik und Aushandlung von Bedeutungen, die in den gesellschaftlichen Strukturen und Diskursen verankert sind. Im Prozess der Alteritätsgenerierung oder Differenzherstellung manifestiert sich ein elementares Verfahren innerhalb sozialer Gruppenstrukturen: die Abgrenzung eines Kollektivs gegenüber sogenannten »konstituierenden, äußeren Anderen«. Parallel dazu bedarf es auf der inneren oder ideologischen Ebene der Definition und Festlegung spezifischer Bedeutungen. Ein zentrales Element in der Formation von Kollektiven durch kulturelle Codierung ist die kontinuierliche (Re-)Produktion eines leeren Signifikanten. Identitäten sind somit stets notwendig, da keine Gesellschaft auf die Vorstellung ihrer vermeintlichen Einheit verzichten kann, ohne aufzuhören, eine solche zu sein. Zugleich sind sie abschließend nie möglich (Marchart 2013), weil jede Fixierung immer temporär, partiell und zudem hegemonial ist (Hall 2018b, 185). Jegliche Form von kollektiver Identität ist ein unumgehrbarer Akt der kollektiven Narration einer Einheit, die die Ausschließung der als marginalisiert geltenden »Anderen« im Sinne des konstituierenden Außen diskursiv konstruieren und aufrechterhalten muss.

In der Systemtheorie wird Kommunikation als fundamentaler Mechanismus betrachtet, durch den soziale Systeme konstituiert und aufrechterhalten werden (siehe Kapitel 2.2.4). Die Konstitution von Alterität und die Abgrenzung gegenüber einem »konstituierenden Außen« erfolgen durch kommunikative Prozesse, welche Identitäten und Differenzen innerhalb und zwischen sozialen Gruppen definieren. Diese Prozesse sind jedoch nicht als statisch zu betrachten, sondern vielmehr als dynamisch und rekursiv. Dies impliziert, dass die Identitäten und die damit verbundenen Abgrenzungen einer fortlaufenden Neuverhandlung und Konstruktion unterliegen. Soziale Systeme und ihre Grenzen werden folglich durch Kommunikation definiert, nicht durch feste Eigenschaften oder Substanzen. Die fortlaufende Reproduktion leerer Signifikanten sowie die sogenannte *Beobachtung zweiter Ordnung* sind eng miteinander verbunden, da sie eine wesentliche Rolle bei der reflexiven Konstruktion sozialer Realitäten einnehmen. Im Rahmen der Beobachtung zweiter Ordnung reflektieren soziale Systeme genau diesen Prozess, indem sie den Konstruktionsprozess von Identitäten und sozialen Ordnungen durch diskursive Mechanismen beobachten und hinterfragen. Die-

se Meta-Beobachtung erlaubt es den Systemen, ihre eigenen Grundannahmen und die Mechanismen ihrer Identitätsbildung einer kritischen Betrachtung zu unterziehen. In der Konsequenz wird ersichtlich, dass jede scheinbare Kohärenz und Einheit innerhalb sozialer Ordnungen ein Resultat fortlaufender diskursiver Aushandlungen darstellt, welches durch die fortwährende Neuordnung leerer Signifikanten beeinflusst wird. Letztgenannte reflektieren die Wechselwirkungen sowie die Art und Weise der Beziehungen zwischen unterschiedlichen sozialen Kategorien. Das intersektionale Konzept der *Artikulation*, welches in Kapitel 9.1 näher erläutert wird, bildet den Kern der Neuverhandlung von Bedeutungen. Der Begriff der Artikulation bezeichnet den Prozess der kontinuierlichen Neugestaltung von Identitäten im Kontext vielfältiger sozialer Einflüsse. Diese reichen von ökonomischen Interessen über politische Ideologien bis hin zu kulturellen Normen. Die genannten Kräfte sind durch ein Netz von Differenzbeziehungen miteinander verbunden, welches kulturell codiert und kommuniziert wird. Infolgedessen werden sowohl die Möglichkeiten der Identifikation als auch die Bedeutungen der sozialen Kategorien fortwährend neu gestaltet. Diese Veränderungen wirken sich zudem auf die Humandifferenzierung aus und beeinflussen die Artikulation binär codierter und hierarchischer Bewertungen. Dazu gehören dichotom artikulierte Unterscheidungen zwischen schön/hässlich, inländisch/ausländisch, arm/reich usw. Es ist wichtig, diese binär codierten Unterscheidungen im Kontext von BCAS zu verstehen (siehe Kapitel 6.4). Parallel dazu bieten leere Signifikanten in der Hegemonietheorie ein Mittel zur temporären Fixierung von Bedeutungen in einem dynamischen und umstrittenen diskursiven Feld. Sie dienen als Ankerpunkte für verschiedene Identitätsansprüche und ideologische Strömungen, die sich temporär unter einem flexiblen, gemeinsamen Banner sammeln. Diese Dynamik ist besonders wertvoll für die intersektionale Theorie, die Identitäten als von diversen sozialen Kräften geformt betrachtet. Durch die strategische Nutzung leerer Signifikanten können kollektive Identitäten geformt und verhandelt werden, was die kontinuierliche Neuartikulation von Identitäten und die Definition von Identitäten in Abgrenzung zu anderen ermöglicht. Dies bietet einen Mechanismus für die kontinuierliche Verhandlung und Anpassung von Bedeutungen und ist zentral für die Organisation und Mobilisierung der durch Intersektionalität adressierten Vielfalt.

Die fortlaufende Dynamik sozialer Kategorisierung und die daraus resultierenden kollektiven Identitäten verlangen nach einer stetigen Neubestimmung. Das führt unweigerlich zu Diskontinuitäten und Auseinandersetzungen über die Definition der Gruppenidentitäten. Konventionelle Bezeichnungen für gesellschaftliche Zusammenschlüsse – wie Gruppen, Nationen, Ethnien und Kulturen – erweisen sich oft als reduktionistisch angesichts der tatsächlichen Heterogenität und Komplexität innerhalb der vermeintlichen Einheit (Brubaker 2022). Kognitiv und emotional geformte Zugehörigkeiten decken sich nicht notwendigerweise mit physisch manifestierten Kollektiven. Solche Identitätskonstruktionen variieren

beträchtlich und sollten eher als ein Kontinuum von Identifikationsmöglichkeiten aufgefasst werden. Hier ergibt sich ein Paradox: Trotz der tatsächlichen und potenziellen Beschränkungen, die kollektive Identitäten in gegenwärtigen Kontexten mit sich bringen können, fühlen wir uns immer wieder zu ihnen hingezogen. Diese Anziehungskraft verweist erneut auf die Komplexität und die tief verwurzelte Natur kollektiver Identitätskonstruktionen in der sozialen Wirklichkeit.

Politische Akteure nutzen besonders in Zeiten der Unsicherheit oder Krise strategisch die Tendenz zur Bildung kollektiver Identitäten, um ihre Ziele voranzutreiben und bestehende Machtstrukturen zu stärken (Arditi 2007). In liberalen Demokratien führt die Stärkung von Identitäten, insbesondere durch den Aufstieg populistischer Bewegungen, zu einer Polarisierung der Gesellschaft und einer Verfestigung von Stereotypen. Dies schwächt integrative Bemühungen erheblich. Populistische, oft rechtsorientierte Bewegungen erweisen sich als unzureichend in der Bewältigung der Herausforderungen durch den neoliberalen Abbau (W. Brown 2016), was postdemokratische Tendenzen fördert (Crouch 2020; A. Allen et al. 2022). Das Vorherrschen einer populistisch vereinfachten politischen Kommunikation ist ein langfristig beobachtetes Phänomen. An ihm zeigt sich, dass kollektive Identitäten das Ergebnis kultureller und affektiver Konstruktionsprozesse sind. Sie gründen auf einer Vielfalt von Vorstellungen, die durch symbolische und kulturelle Artefakte und deren Bedeutungen beständig gefestigt werden. Die mit diesen Vorstellungen verbundenen Affekte und Emotionen sind ebenfalls kulturell konstruiert und basieren hauptsächlich auf symbolischen Darstellungen.

Codierungen, die sowohl leere Signifikanten als auch primordiale oder neoliberale Inhalte nutzen, spielen eine zentrale Rolle in der Konstruktion sozialer Realitäten und Identitäten. Alle der hier vorgestellten Ansätze ermöglichen die Artikulation und Verhandlung von Bedeutungen innerhalb sozialer und politischer Diskurse, dienen der Formung kollektiver Identitäten, setzen politische Agenden und definieren Inklusion und Exklusion. Ihre Gemeinsamkeit liegt in ihrer Funktion als diskursive Mechanismen, die aktiv soziale Bedeutungen gestalten und den Raum für gesellschaftliche Aushandlungsprozesse strukturieren. Sie sind zentral für soziale Sinngebung und Identitätsbildung, durch die Gruppen und Individuen ihre Beziehungen definieren. Die verschiedenen Codierungen bieten jedoch unterschiedliche Wege, Differenzlinien und Bedeutungen in sozialen und politischen Diskursen zu formen. Leere Signifikanten wie »Gesellschaft« ermöglichen vielfältige Interpretationen und unterstützen die Aushandlung von Macht und Identität, reflektieren jedoch auch die Komplexität sozialer Realitäten. Primordiale Codierungen leiten Identität aus scheinbar unveränderlichen, »natürlichen« Merkmalen ab, während neoliberale Codierungen Individuen durch eine angeblich alle Differenzen überbrückende, universell inklusive Ideologie als wirtschaftliche Akteure positionieren. Diese Codierungsstrategien unterscheiden sich in ihrer Flexibilität und dem Spektrum an Deutungen, das sie zulassen. Sie beeinflussen damit in je

eigener Weise, wie gesellschaftliche Inklusion, Exklusion und Machtverteilung ausgehandelt werden.

8.2 Autopoiesis und Minimierung von Entropie (B)

Teil (B) der Definition von kulturellen Codes

Kulturelle Codes fungieren als autopoietische Elemente innerhalb sozialer Systeme, die durch Minimierung von Entropie ihre Selbsterhaltung und -reproduktion sichern. Die Analyse ihrer strukturellen Kopplung mit der Umwelt offenbart ihre zentrale Rolle bei der dynamischen Gestaltung und Aufrechterhaltung sozialer Ordnungen.

Die zweite Dimension unserer Definition umfasst zwei unterschiedliche Aspekte: erstens den autopoietischen Charakter kultureller Codes und zweitens ihre Funktion als Entropieminimierer. Die Integration des Konzepts der *strukturellen Kopplung* (Kapitel 2.2.7) verdeutlicht, wie kulturelle Codes über ihre interne Strukturierung hinaus in dynamischer Interaktion mit ihrer Umgebung agieren. Damit zeigt sich ihre tiefgreifende Bedeutung in der Prägung sozialer Realitäten – sowohl bei der aktiven Konstruktion als auch als Ergebnisse der sozialen Ordnung, die sie unterstützen. Es lässt sich darlegen, wie kulturelle Codes durch Anpassungsfähigkeit und Neuinterpretation zur Stabilität und Vorhersagbarkeit der sozialen Ordnung beitragen, indem sie Entropie minimieren und eine effektive Kommunikation und Sinnggebung innerhalb sozialer Systeme fördern. Die Auffassung von kulturellen Codes als autopoietische Systeme beleuchtet ihre Selbstorganisation, Selbstreproduktion und Anpassungsfähigkeit. Sie werden nicht als statische Regelwerke verstanden, sondern als dynamische, sich selbst erhaltende Entitäten, die aktiv auf Veränderungen reagieren und sich selbst erneuern. Sie entwickeln sich im Zeitverlauf und passen sich neuen sozialen, ökonomischen und politischen Bedingungen an, was ihre Flexibilität und Relevanz betont. Daran, dass sie eigenständige Strukturen generieren, zeigt sich, wie kulturelle Ordnung emergiert und sich ohne zentrale Steuerung organisiert. Ihre autopoietische Natur begünstigt das Aufkommen neuer Muster, die kulturelle Innovation und Kreativität antreiben, und trägt so zur Resilienz sozialer Systeme bei. Die autopoietische Perspektive ermöglicht vertiefte Einsichten in den sozialen Wandel und die Konstruktion der sozialen Realität, indem sie die aktive Rolle kultureller Codes in der Gestaltung sozialer Dynamiken betont und ihre Fähigkeit zur Steuerung von Stabilität und Wandel hervorhebt. Information, verstanden als Fülle von Auswahlmöglichkeiten bei der Erstellung einer Nachricht (Eco 2002, 57), spielt in autopoietischen Systemen eine zentrale Rolle. Sie ermöglicht es dem System, aus einer Vielzahl von möglichen

Zuständen und Interaktionen mit der Umwelt auszuwählen, um seine Struktur und Funktion aufrechtzuerhalten. Dabei ist die *Minimierung von Entropie*, also die Einschränkung der Gleichwahrscheinlichkeit, entscheidend für die Aufrechterhaltung der Ordnung und Organisation des Systems. Sie bezieht sich hier auf die *Verringerung von Unordnung* oder Zufälligkeit. Entropie ist ein Konzept aus der Thermodynamik, das die Unordnung oder den Grad der Zufälligkeit in einem System misst (Trinn 2015, 186). Es hat in anderen Kontexten, wie der Informationstheorie und den Sozialwissenschaften, metaphorische Anwendung gefunden. In diesen Bereichen beschreibt Entropie oft die Unvorhersehbarkeit oder das Fehlen von Ordnung in einem System. Eine hohe Entropie kennzeichnet einen Zustand, in dem eine Vielzahl von Zuständen gleich wahrscheinlich ist, ohne ein erkennbares Muster oder Strukturen aufzuweisen (Eco 2002, 58). Übertragen auf autopoietische Systeme, wird der Begriff verwendet, um die Unvorhersehbarkeit der Zustände innerhalb eines Systems zu beschreiben. Verstanden als Maß für Unordnung oder Informationsverlust, wirft Entropie Licht auf die Herausforderungen, die mit der Aufrechterhaltung von Ordnung und der effizienten Übertragung von Bedeutungen in kulturellen Codierungen verbunden sind (Trinn 2015, 137). Diese Codierungen fungieren als Schnittstelle in der strukturellen Kopplung zwischen unterschiedlichen sozialen Systemen oder zwischen sozialen Systemen und ihren Umwelten, indem sie eine gemeinsame »Sprache« oder ein Set an Symbolen bereitstellen, durch die Informationen übertragen und Sinn gemeinsam konstruiert wird. Mit der Betrachtung von Entropie in diesem Zusammenhang wird die Notwendigkeit betont, Mechanismen zu entwickeln, die der natürlichen Tendenz von Systemen entgegenwirken, in Zustände der Unordnung und Ambiguität abzudriften. Dies ist entscheidend, um die Klarheit, Stabilität und Vorhersagbarkeit der durch kulturelle Codierungen übertragenen Bedeutungen zu gewährleisten. Eine solche Perspektive zeigt auf, wie wesentlich eine bewusste Gestaltung und Pflege kultureller Codierungen ist, damit sie als effektive Kanäle für Kommunikation und Sinnstiftung sowohl innerhalb als auch zwischen Systemen dienen können. Darüber hinaus schafft der Begriff der Entropie eine Verbindung zwischen der Informationstheorie und sozialen Phänomenen, indem er den Informationsgehalt einer Nachricht beleuchtet und deren Unsicherheit problematisiert. Im Kontext der kulturellen Codierung als strukturelle Kopplung weist dies auf die Komplexität und den Informationsreichtum kultureller Botschaften hin und darauf, wie diese die Verständlichkeit und Interpretierbarkeit in sozialen Systemen beeinflussen.

Komplexität bezieht sich, im Unterschied zu Entropie, auf die Anzahl der Teile eines Systems und die Beziehungen zwischen diesen Teilen. Ein komplexes System zeichnet sich durch eine hohe Anzahl an Komponenten und Interaktionen aus, die zu emergenten Eigenschaften führen können – das heißt, das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile. Komplexität impliziert eine Struktur oder Ordnung, die zwar unter Umständen nur schwer zu analysieren oder vorherzusagen ist, dennoch

aber eine gewisse Regelmäßigkeit oder Musterbildung aufweist. Die Verwendung des Begriffs »Entropie« anstelle von »Komplexität« hebt demgegenüber gezielt den Grad der Unordnung oder Zufälligkeit hervor. Im Gegensatz zur Komplexität, die die Vielschichtigkeit und das Zusammenspiel zwischen den Elementen eines Systems beschreibt, fokussiert Entropie die Unvorhersehbarkeit und den Mangel an Struktur (Trinn 2015, 138). Damit wird deutlich, wie kulturelle Codes durch die Auswahl und Festlegung von Bedeutungen zur Reduktion von Entropie beitragen, was wiederum die Kommunikation und das Verständnis innerhalb sozialer Systeme erleichtert. In der Diskussion um die Aufrechterhaltung der Ordnung und Organisation in autopoietischen Systemen ermöglicht der Begriff Entropie daher eine präzise Beschreibung der Herausforderungen, die mit der Reduzierung von Unordnung und der Erhöhung der Vorhersagbarkeit verbunden sind. Die Unterscheidung von Komplexität und Entropie ist bedeutend, da sie zwei eng miteinander verknüpfte Perspektiven eines Systems beleuchtet: Während die Komplexität eines Systems durch geeignete Strategien und Modelle gesteuert werden kann, um Emergenz und Adaptivität zu fördern, erfordert die Entropie eine aktive Reduktion, um Informationsverlust zu vermeiden und effiziente, zielgerichtete Prozesse sicherzustellen. Die Verwendung des Entropie-Konzepts erlaubt es also, spezifische Strategien zur Bewältigung von Unordnung und zur Förderung von Ordnung und Stabilität innerhalb komplexer Systeme zu thematisieren. Mag die genannte Unterscheidung auf den ersten Blick verkomplizierend scheinen, gewinnt sie im Lichte der strukturellen Kopplung an zusätzlicher Bedeutung. Komplexität bezieht sich auf die Dichte und Vielfältigkeit der Verbindungen und Interaktionen zwischen den Elementen eines Systems, die neue Möglichkeiten und Potenziale für das System eröffnen. Entropie hingegen hebt die Herausforderungen hervor, die mit der Bewahrung der Klarheit und Zweckmäßigkeit dieser Bedeutungen verbunden sind, insbesondere vor dem Hintergrund der Tendenz zur Unordnung und zum Informationsverlust. Die Fokussierung auf Entropie im Kontext der Bedeutungsübertragung und kulturellen Codierung mittels struktureller Kopplung unterstreicht die Notwendigkeit, Mechanismen und Strategien zu entwickeln, die der natürlichen Tendenz von Systemen entgegenwirken, in Zustände der Unordnung und Ambiguität abzurutschen. Dies ist entscheidend, um die Klarheit, Stabilität und Vorhersagbarkeit der übertragenen Bedeutungen zu gewährleisten und somit die Effektivität der Kommunikation und Interaktion zwischen Systemen zu sichern. Daher ist zunächst die Unterscheidung zwischen Komplexität und Entropie keineswegs unnötig, sondern vielmehr ein wesentliches Instrument, wenn es gilt, die verschiedenen Herausforderungen und Ziele im Management autopoietischer Systeme zu beleuchten: Komplexität zu nutzen und zu fördern, wo sie adaptives Potenzial birgt, und gleichzeitig Entropie zu minimieren, um die Klarheit und Funktionalität des Systems zu bewahren. In den anderen Kontexten der Diskussion sozialer Systeme wird eher von Komplexität bzw. Komplexitätsreduktion gesprochen, da soziale Systeme ständig einer

Fülle von Informationen ausgesetzt sind, die ihre Verarbeitungskapazität zu übersteigen droht. Eine solche Reduktion hilft dem System, fokussiert und funktionsfähig zu bleiben, anstatt in Chaos oder Lähmung zu verfallen. Der Grund, warum die Reduktion von Komplexität so zentral in der Theorie sozialer Systeme steht, hängt mit der grundlegenden Eigenschaft sozialer Systeme zusammen, Sinn zu produzieren und zu verarbeiten. Sinn bietet die Grundlage für Selektionen: Er ermöglicht es Systemen, aus einer Überfülle von Möglichkeiten bestimmte Informationen als relevant auszuwählen und andere zu ignorieren. Dies impliziert, dass jeder Akt der Sinngebung – also jede Interpretation, jedes Verständnis und jede Bedeutungszuweisung – bereits eine Auswahl darstellt, die aus der Fülle der umgebenden Welt eine spezifische Information, Handlung oder Interaktion als relevant identifiziert und andere ausschließt. So ist Sinn nicht nur die Grundlage für Selektionen, sondern selbst ein selektives Produkt, das durch das Filtern und Hervorheben bestimmter Aspekte der Realität entsteht. Dieser Selektionsprozess ist essenziell für die Aufrechterhaltung der systeminternen Ordnung und für die Anpassungsfähigkeit des Systems an seine Umwelt. Komplexitätsreduktion ist somit ein fortlaufender Prozess, der es sozialen Systemen ermöglicht, ihre Identität zu bewahren und zugleich dynamisch auf Veränderungen zu reagieren.

Die Selektion im Rahmen der Sinnproduktion und -verarbeitung in sozialen Systemen ist eng mit dem binär codierten Erkenntnisprogramm zu Differenzen und Bedeutungszuweisungsprozessen (siehe Kap. 6.4) verknüpft. Dieses Konzept, das Verstehen und Erkennen auf der Transformation von Differenzen basieren sieht, verdeutlicht, dass Information und Bedeutung aus der Unterscheidung von Unterschieden hervorgehen. Der Prozess der Differenzierung ist dabei tief mit der Selektion verflochten, da bereits die Identifizierung und Interpretation von Unterschieden eine gezielte Auswahl aus einem Spektrum möglicher Wahrnehmungen und Deutungen darstellt. Im Zentrum beider Konzepte – der Selektion im Sinne der Theorie sozialer Systeme und der Bedeutungszuweisungsprozesse – steht die Reduktion von Komplexität und die Generierung von Sinn durch das Filtern relevanter Informationen aus der Vielzahl der Möglichkeiten. Während der Ansatz zu binär affektiv codierten Bedeutungszuweisungsprozessen die essentielle Rolle der Unterscheidung von Unterschieden für die Schaffung von Information und Bedeutung unterstreicht, hebt die Theorie sozialer Systeme hervor, wie Sinnselektionen die Komplexität der Umwelt bewältigbar machen und Orientierung für soziale Systeme bieten. Die Verknüpfung dieser Perspektiven ergibt sich aus der Erkenntnis, dass sowohl die Unterscheidung von Differenzen als auch die Selektion von Sinn als Mechanismen dienen, durch die Systeme Komplexität verringern. Sie tun dies, indem sie bestimmte Elemente der Umwelt als bedeutsam herausfiltern und andere vernachlässigen. Die getroffenen Auswahlentscheidungen basieren auf als signifikant erachteten Differenzen, die wiederum den Grundstein für die Bildung von Sinn und Bedeutung in sozialen Systemen legen.

Batesons Konzept der Differenztransformation illustriert, wie Selektionen über zufällige oder willkürliche Entscheidungen hinausgehen und als fundierte Prozesse fungieren, die durch die Unterscheidung relevanter Unterschiede Information und Sinn generieren. Während also die Entropie in spezifischen Kontexten, wie der Übertragung und Codierung von Informationen, eine Rolle spielt, indem sie auf die Gefahr von Unordnung und Informationsverlust hinweist, bezieht sich die Komplexitätsreduktion auf den breiteren Prozess der Selektion und Sinngebung, der für die Funktionsweise und Evolution sozialer Systeme von grundlegender Bedeutung ist. Die Diskussion um Entropie und Komplexitätsreduktion im Kontext kultureller Codierungen betont also unterschiedliche Aspekte desselben grundlegenden Prozesses: Wie soziale Systeme mit der Herausforderung umgehen, Ordnung und Vorhersagbarkeit in einem Meer von Möglichkeiten zu schaffen und aufrechtzuerhalten (Trinn 2015, 144). Vor diesem Hintergrund kulturelle Codierungen als Mittel der Komplexitätsreduktion zu verstehen, hebt hervor, wie durch sie relevante von irrelevanten Informationen unterschieden, Bedeutungen stabilisiert und somit ein kohärentes, handlungsleitendes Sinnsystem aufgebaut wird. Gleichzeitig weist die Betrachtung der Entropie auf die Notwendigkeit hin, aktiv gegen die Tendenz zur Unordnung und zum Sinnverlust zu arbeiten, um die Integrität und Funktionalität dieses Sinnsystems zu wahren. Wie oben dargelegt, meint Gleichwahrscheinlichkeit einen Zustand, in dem jedes Element eines Systems dieselbe Auftrittswahrscheinlichkeit hat, was in maximaler Entropie resultiert und Vorhersagen unmöglich macht, da keine Zustände bevorzugt werden. Die Reduktion von Entropie ist daher für die Ordnung und Organisation essentiell, da sie bestimmte Zustände wahrscheinlicher macht und eine erkennbare Struktur schafft. In autopoietischen Systemen fördert die Entropiereduktion mittels Regeln oder Codes die Entwicklung und Erhaltung organisierter Strukturen, die lebenswichtige Prozesse unterstützen. Diese Codes beschränken Auswahlmöglichkeiten, präferieren spezifische Informationsverarbeitungen und Interaktionen und tragen so zur Komplexitätsbewältigung, geordneten Dynamik und funktionalen Kohärenz des Systems bei. Codes bestimmen relevante Inhalte und deren Verarbeitung, um die Autopoiesis zu unterstützen. Damit dienen sie nicht nur als Mechanismen zur Informationsübertragung, sondern auch als zentrale Elemente zur Steuerung der Selbstorganisation und -regulierung des Systems. Sie bestimmen die Reaktionen des Systems auf Umweltveränderungen, aktivieren interne Prozesse zur Sicherung seiner Integrität und steuern die Ressourcenverteilung. Folglich reflektieren diese Codes die Präferenzen des Systems, indem sie festlegen, welche Handlungen und Interaktionen zur Sicherung seines Überlebens und seiner Entwicklung priorisiert werden.

8.3 Subjektivierung – Konditionierung – Systemrechtfertigung (C)

Teil (C) der Definition von kulturellen Codes

Kulturelle Codes etablieren spezifische Bedeutungen, die das soziale System stabilisieren und legitimieren, indem die Codes durch Subjektivierungsprozesse in die Strukturen des Systems eingebettet werden; diese Prozesse ermöglichen es Individuen, die Codes zu internalisieren, wodurch die fortwährende Selbstreproduktion der Codes innerhalb des Systems gefördert wird.

In der Analyse der dritten Dimension kultureller Codes werden poststrukturalistische Perspektiven auf Subjektivierung mit systemtheoretischen Ansätzen und der Theorie der Systemrechtfertigung verbunden. Ziel ist es, Subjektivierung als Konditionierung von Mitgliedern eines sozialen Systems zu begreifen. Durch diese Konditionierung entstehen normative Ordnungen, die mittels kultureller Codierungen kontinuierlich erneuert werden, was zur Normalisierung bestehender sozialer Systeme beiträgt. Der Blick auf die Internalisierung von normativen Bedeutungen durch kulturelle Codes soll aufzeigen, dass die oft angenommene Dichotomie zwischen sozialer Ordnung und Unordnung aus einem linearen Denkansatz herrührt, der auf einer simplen Ursache-Wirkungs-Logik basiert. Der vorliegende Ansatz nimmt demgegenüber an, dass aus (sozialen) Zuständen, die als fragil oder chaotisch wahrgenommen werden, durch kulturelle Codierungen neue Strukturen entstehen können. Die *Unhintergebarkeit von Exklusionen* innerhalb sozialer Systeme, die *Tendenz zu deren Leugnung* sowie die *damit assoziierten Semantiken* (vgl. Kapitel 2.2.9) bilden den Ausgangspunkt der folgenden Diskussion über die subjektivierenden und konditionierenden Eigenschaften kultureller Codes. Innerhalb komplexer sozialer Systeme resultieren diese unvermeidbaren Exklusionen und deren tendenzielle Verleugnung unweigerlich in inneren Spannungen und Widersprüchen. Das Ignorieren oder Verdrängen von Ausschlüssen führt zur Entstehung latenter Konflikte, welche das Potenzial in sich bergen, das System zu destabilisieren und chaotische Dynamiken zu generieren. Die subjektivierenden und konditionierenden Eigenschaften kultureller Codes intensivieren diese Prozesse, indem sie individuelle Wahrnehmungen und Handlungen in spezifische Richtungen lenken und somit die Rückkopplungsschleifen innerhalb des Systems beeinflussen. Infolge dieser nichtlinearen Wechselwirkungen können geringe Störungen verstärkt werden, was zu unvorhersehbaren Entwicklungen und chaotischen Mustern im sozialen Gefüge führt. Die Eigenschaft komplexer Systeme, stets an der Grenze zum Chaos zu operieren, ermöglicht die Generierung von Emergenz. Der Begriff der Emergenz bezeichnet die Fähigkeit eines Systems, neue und unvorhersehbare Strukturen zu generieren, die sich nicht vollständig aus den bestehenden Strukturen ableiten lassen (siehe Kapitel 2). Dieser Prozess

ist in hohem Maße von Affektivität geprägt und offenbart die dynamische und transformative Kraft kultureller Codes bei der Formung sozialer Realitäten. Die wechselseitige Beeinflussung von Individuen und sozialen Strukturen führt zu nichtlinearen Dynamiken, in denen geringe Auslöser eine große Wirkung entfalten können. Infolgedessen können affektive Reaktionen und kulturelle Impulse in komplexen sozialen Systemen zu Phasenübergängen führen, bei denen sich neue Muster und Ordnungen herausbilden.

8.3.1 Subjektivierung und Konditionierung

Kulturell und sozial verankerte Differenzverständnisse von menschlichen Eigenschaften und Merkmalen fungieren als Machtinstrumente, da sie durch ihre spezifischen Codierungen Denken, Fühlen und Handeln prägen. Die Verschränkung dieser Verständnisse von Differenz mit Machtstrukturen fördert die Etablierung und Erhaltung sozialer Ordnungen, die durch die stetige Reproduktion hegemonialer Verhältnisse verstärkt werden. Daraus hervorgehende heterogene Machtstrukturen werden durch Medien und Diskurse ständig reproduziert, wodurch es zu Konstruktionen von »Normalität« kommt, die normatives Wissen und Verhaltensrichtlinien schaffen und Individuen in Subjekte verwandeln (Subjektivierung), die diese Ordnung verkörpern (Foucault 1994; J. Butler 1997). Subjektwerdung wird so als der Prozess verstanden, durch den Menschen zu repräsentativen Subjekten einer sozialen Ordnung werden. Sie erfolgt durch die ständige Auseinandersetzung mit normativen sozialen Erwartungen. Normative Anforderungen bezeichnen die Erwartungen, Vorschriften und Standards, die innerhalb einer Gesellschaft oder Gruppe als Richtschnur für angemessenes, erwünschtes oder verpflichtendes Verhalten gelten. Sie umfassen sowohl explizit formulierte Regeln und Gesetze als auch ungeschriebene, aber gesellschaftlich akzeptierte Konventionen und Verhaltensweisen. Normative Anforderungen steuern das soziale Leben, indem sie definieren, was als normal, moralisch richtig, effizient oder sozial anerkannt betrachtet wird. Sie beeinflussen individuelles und kollektives Handeln und tragen zur sozialen Ordnung bei, indem sie Konformität fördern und Abweichungen sanktionieren. Dieser Prozess, der sowohl Unterwerfung als auch bewusste Selbstformung umfasst, verdeutlicht die Doppeldeutigkeit des Subjektbegriffs: »Subjekt« meint sowohl ein unterworfenes als auch ein selbstbewusstes Individuum. Die Konstruktionen von »Normalität«, die in solchen Prozessen generiert werden, legitimieren Diskriminierungen, indem sie Identitäten entsprechend spezifischer Bedürfnisse des sozialen Systems codieren. Diese Codierungen sind tief in historische und soziale Kontexte eingebettet und formen maßgeblich unser Verständnis sowie unsere Erfahrungen der Welt. Der Zusammenhang zwischen kulturellen Codierungen und subjektivierenden Dynamiken wird in den folgenden Abschnitten detailliert erläutert.

Subjektivierung meint einen tiefgreifenden Prozess, in dem Individuen den gesellschaftlichen Normen unterworfen und durch diese disziplinierende Praxis sowohl geformt als auch normiert werden. Subjektivierende Prozesse der Normierung und *Konditionierung* sind dabei nicht nur als passive Unterwerfung unter externe Vorgaben zu verstehen, sondern auch als aktive Aneignung und Internalisierung dieser Normen durch das Individuum. Das ermöglicht es ihm, sich als Subjekt innerhalb seiner sozialen Welt zu positionieren und zu definieren. Diese Dynamik betont die Wechselwirkung zwischen dem Individuum und seiner sozialen Umgebung, bei der kulturelle Codierungen und normative Anforderungen nicht nur von außen auferlegt, sondern auch durch das Selbst verarbeitet und umgesetzt werden. In diesem Sinne wird das »Subjekt« nicht einfach gebildet, sondern bildet sich selbst im Kontext einer fortwährenden Auseinandersetzung mit und innerhalb der Grenzen gesellschaftlicher Normen und Werte. Subjektivierungsprozesse entfalten ihre Wirkung durch die ihnen innewohnende diskursive Macht, indem sie Konstruktionen von »Normalität« schaffen und mit Hilfe sozialer Sanktionen und Belohnungen durchsetzen. Der Begriff »Subjekt« umfasst dabei, wie eben angedeutet, zwei zentrale Aspekte: Zum einen bezieht er sich auf den Menschen als Objekt der Unterwerfung, der von herrschenden Machtstrukturen abhängig ist (Reckwitz 2021, 32). Zum anderen beschreibt er den Menschen als Subjekt, der durch die Auseinandersetzung mit diesen Machtverhältnissen und durch bewusste Reflexion über sich selbst zu einer eigenen, durch Unterwerfung geprägten Identität gelangt (ebd.). Subjektivierungsprozesse resultieren ständig aus machtdurchdrungenen Vorgängen, die sich entlang binär geprägter und hierarchisch strukturierter Differenzordnungen entfalten (Dirim and Mecheril 2018, 18). Dabei gewinnen hegemoniale Ordnungsmuster ihre vermeintliche Natürlichkeit jeweils durch die allgemeine Anerkennung und Legitimität bestimmter Differenzordnungen und der damit assoziierten Selbst- und Fremdbilder. Die Internalisierung dieser normativen Ordnungen und ihrer charakteristischen Elemente verlangt eine stetige Replikation der entsprechenden Zugehörigkeits- und Hierarchiegefüge. Im Ergebnis werden signifikante Unterscheidungen zwischen Menschen und konstruierten Gruppierungen unkritisch als »normal« wahrgenommen.

Die genannten Mechanismen verstärken wichtige Differenzierungsvorgänge auf mehreren gesellschaftlichen Ebenen. Die mit ihnen verbundenen Schemata beeinflussen Individuen und Gruppen und begründen Hierarchien und Klassen mit systematisch divergierenden Zugängen zu essenziellen Ressourcen. Sie steuern und prägen Erfahrungen, Interpretationen und Handlungsweisen, indem sie eine »Normalität« oder »Natürlichkeit« sozialer Verhältnisse vortäuschen. Diskriminierungen jeder Art werden legitimiert, indem Identitäten nach den Erfordernissen der Eigengruppe zugeschrieben und verteilt werden. Um solche markanten Formen und Gestaltungen von »Natürlichkeit« für umfassendere Gruppen und Kollektive zu kommunizieren, müssen die Inhalte durch spezifische Codierungen übermittelt

werden. Bedeutungen werden bei dieser Einflussnahme in einem historischen Prozess und in einen sozialen Kontext verortet (Giesen and Lüter 2000, 26). Kulturelle Codierungen ermöglichen nicht nur die Schaffung von Differenz- und Grenzlinien zwischen der Eigengruppe und der Außenwelt mit ihren Fremdgruppen und deren Mitgliedern, sondern dienen auch als komplexe Klassifikationssysteme innerhalb der etablierten Gruppen. Die Subjektwerdung ist ein kontinuierlicher und niemals abgeschlossener Vorgang; an ihr zeigen sich die Dynamik und Entwicklung des Individuums im Zeitverlauf. Das bedeutet, dass Subjekte nicht als fertige Entitäten entstehen, sondern sich in ständiger Interaktion mit ihrer sozialen und materiellen Umgebung formen und weiterentwickeln (Färber 2022, 233). Vorangetrieben wird das durch eine Reihe von Praktiken, die sowohl körperliche Handlungen als auch kognitiv-affektive Prozesse einschließen. Die hier vertretene Betrachtungsweise räumt dem Fühlen, Denken und der Reflexion eine zentrale Rolle im Prozess der Subjektwerdung ein und unterstreicht so die Bedeutung mentaler Aktivitäten für die Gestaltung des Selbst. Das ist für den vorliegenden Ansatz zur Humandifferenzierung von Bedeutung, da in ihm Schemata als kognitiv-affektiv-leibliche Rahmenwerke vorgestellt werden (Kap. 6), die diesen Prozess der Internalisierung und ständigen Verarbeitung im Menschen widerspiegeln. Der Begriff der *Subjektwerdung* eignet sich daher gut, um den Vorgang zu beschreiben, bei dem ein Individuum im Laufe seiner Entwicklung zum »Subjekt« avanciert. Aber auch die Termini der »Konditionierung« und »Normalisierung«, obwohl in diesem Kontext weniger gebräuchlich, treffen den Kern des Phänomens insbesondere im Hinblick auf die Humandifferenzierung. Diese Begriffe sind eng mit den Konzepten der kognitiv-affektiv-leiblichen Schemata verknüpft, die auf einer tieferen Ebene zeigen, was Subjektivierung in einem kultur- und sozialwissenschaftlichen Sinne bedeutet: die durch ständige Wiederholung bewirkte Konditionierung dessen, was in einem bestimmten kulturellen Rahmen als »normal« oder abweichend angesehen wird. Die Konzeptualisierung von Subjektivierung als Konditionierung bereichert das Verständnis sozialer Systeme, indem sie spezifische Mechanismen der Einflussnahme auf Individuen hervorhebt. Der Ansatz entlehnt Konzepte aus der Verhaltenspsychologie, etwa das Lernen durch Verstärkung, und legt den Fokus auf die aktive Rolle sozialer Systeme bei der Formung von Identität und Verhalten durch Belohnung, Bestrafung und wiederholte Interaktionen. Der Begriff der Konditionierung verdeutlicht, wie soziale Normen internalisiert und individuelles Verhalten geprägt wird. Er bietet damit weitergehende Einblicke in die Anpassungsprozesse der Individuen an das soziale Umfeld.

8.3.2 Kritische Momente sozialer Komplexität: Die Rolle von Bifurkationspunkten

Die sogenannte Normalität etablierter sozialer Ordnungen sowie die damit einhergehende suggerierte gesellschaftliche Stabilität erweisen sich bei näherer Betrachtung als ein kontinuierlicher Prozess der Aushandlung, der sich an kritischen Wendepunkten orientiert. Wie zu Beginn dargelegt, ist die soziale Ordnung von hoher Fragilität, sodass sie niemals als stabil betrachtet werden kann. In der Tat kann der Zustand sozialer Systeme eher als chaotisch beschrieben werden. In systemtheoretischen Diskursen wird daher auch häufig der Begriff der »Komplexität« verwendet (Stäheli 2018, 120). Soziale Komplexität manifestiert sich in einer nicht-linearen Verknüpfung der Elemente eines Systems. Dies impliziert, dass die Entwicklungen und Wechselwirkungen dieser Elemente nicht auf klassisch deduktive Weise abgeleitet oder prognostiziert werden können. Die Entwicklung komplexer Systeme ist durch wiederholte Bifurkations- oder Gabelungspunkte gekennzeichnet, an denen eine entscheidende Weichenstellung erfolgt, die die weitere Richtung der Systemdynamik bestimmt (Urry 2005, 5). An den genannten kritischen Punkten können bereits minimale Veränderungen oder Fluktuationen weitreichende Auswirkungen auf das Gesamtsystem haben, sodass bereits eine geringe Verschiebung in der Ausgangslage zu einer signifikanten Veränderung des Gesamtergebnisses führen kann. Dies veranschaulicht die inhärente Unsicherheit und Unvorhersehbarkeit sozialer Dynamiken. Der Moment, an dem Systeme an einen kritischen Punkt gelangen und sich mögliche Zustände entscheiden, ist eng mit dem Prozess der Subjektivierung und der Internalisierung spezifischer Bedeutungen durch kulturelle Codierungen verknüpft. Wendepunkte kennzeichnen Phasen im System, in denen geringfügige Veränderungen oder Fluktuationen gravierende Auswirkungen auf die Systemdynamik haben können. Dieser Effekt wird durch Rückkopplungsschleifen noch verstärkt. An Bifurkationspunkten sehen sich soziale Systeme mit der Herausforderung konfrontiert, aus mehreren möglichen Zuständen einen für das System zutreffenden auszuwählen. Die Selektionsprozesse sind dabei nicht allein von logischen oder normativen Überlegungen determiniert, sondern werden zudem durch ein Spektrum emotionaler Zustände beeinflusst. Bifurkationspunkte sind dadurch gekennzeichnet, dass sie Phasen erhöhter Offenheit und Unsicherheit innerhalb eines Systems markieren, in denen die zukünftige Entwicklung noch unbestimmt ist. In diesen Phasen kommt der strukturellen Kopplung, also der Verbindung und gegenseitigen Beeinflussung von Systemen oder Systemteilen (Kapitel 2), eine zentrale Rolle zu. Die Vermittlung erfolgt durch kulturelle Codes (Kapitel 8) und affektiv-kognitiv-leibliche Schemata (Kapitel 6), welche in kritischen Momenten aktiviert werden und die Reproduktion spezifischer Muster innerhalb des Systems fördern. Die genannten Codes und Schemata bieten den Akteuren eine Orientierungshilfe und strukturieren deren Handlungs-

und Reaktionsmöglichkeiten. Dies trägt maßgeblich zur Entscheidungsfindung bei. Innerhalb des Kontextes der Subjektivierung und der Internalisierung von Bedeutungen lassen sich diese kritischen Punkte als Momente definieren, in denen die Akzeptanz oder Ablehnung von kulturellen Codes, Normen und Werten durch Individuen und Gruppen entschieden wird. Die genannten Entscheidungen können durch soziale Rückkopplungsschleifen verstärkt werden, wobei entweder die vorherrschenden kulturellen Normen und Werte stabilisiert oder signifikante Veränderungen in der sozialen Ordnung hervorgerufen werden. So kann beispielsweise eine verstärkte Wahrnehmung sozialer Ungleichheit zu einem Punkt führen, an dem die Gesellschaft sich für eine Verbesserung des sozialen Zusammenhalts durch Inklusion oder für eine Vertiefung der Ungleichheit durch Exklusion entscheidet. Diese Entscheidung wird im Anschluss durch soziale Dynamiken und Rückkopplungsschleifen wie öffentliche Diskurse, Medienberichterstattung und individuelles Verhalten beeinflusst, wobei eine Verstärkung oder Abschwächung zu beobachten ist. Soziale Systeme durchlaufen in kritischen Wendepunkten eine Formung kollektiver Identitäten, die als wesentlicher Faktor zu betrachten ist. In diesen kritischen Phasen sind nicht nur die bereits vorhandenen kulturellen Codes von Relevanz für die Entscheidungsfindung, sondern auch die Art und Weise, wie Individuen und Gruppen ihre kollektive Identität neu definieren oder bestätigen. Dies erfolgt häufig als Reaktion auf soziale Krisen oder signifikante Ereignisse, welche eine Neuverhandlung von Werten und Normen erforderlich machen. Des Weiteren führt die fortschreitende Digitalisierung und die allgegenwärtige Präsenz sozialer Medien zu einer bislang ungekannten Beschleunigung der Verbreitung, Infragestellung und Modifikation kultureller Codes und Normen. Die schnelle Verbreitung von Informationen und Ideen, welche durch Technologien gefördert wird, verstärkt die Dynamiken an Bifurkationspunkten und bewirkt eine schnellere sowie weitreichendere Resonanz in der Gesellschaft. Folglich erweisen sich die identifizierten kritischen Wendepunkte, die Momente der Bifurkation, als ausschlaggebend für die Entwicklung und Transformation sozialer Systeme. Sie fungieren als Schwellen, an denen das Potenzial für die Emergenz neuer sozialer Strukturen und Ordnungen freigesetzt wird. Die Neubildungen werden durch die affektiv-kognitiv-leibliche Vermittlung von Schemata und deren Internalisierung mittels spezifischer kultureller Codierungen geformt. Der vorgestellte Ansatz wendet sich damit gegen eindimensionale, reduktionistische Konzepte, die machtvollen Prozesse der Subjektivierung ausschließlich aus einer diskursiven, emotionalen oder kognitiven Perspektive zu erfassen versuchen. Im Gegensatz dazu wird hier der Fokus auf die multidimensionale Verflechtung dieser Aspekte und deren synergetische Wirkung in der Konstitution sozialer Realitäten gelegt. Die holistische Analyse sozialer Systeme betont die Notwendigkeit, die vielschichtigen Prozesse der Subjektivierung und gesellschaftlichen Strukturierung in ihrer Gesamtheit zu erfassen und zu verstehen. Die Betrachtung erfolgt unter Einbezug

der dynamischen Interaktion zwischen individuellen Handlungen, kollektiven Praktiken und kulturellen Normen, deren Spannungsfeld sich zwischen Stabilität und Wandel bewegt. Diese Perspektive verdeutlicht, dass soziale Ordnungen durch die Internalisierung kultureller Codes sowie die aktive Beteiligung der Individuen an gesellschaftlichen Prozessen gestaltet werden. Sie betont die fließenden Grenzen zwischen Individuum und Kollektiv sowie zwischen Ordnung und Chaos und fordert ein tiefes Verständnis der zugrunde liegenden dynamischen Prozesse.

8.3.3 Kollektive Identitäten

Die Überlegungen zu Bifurkationspunkten in sozialen Systemen, den kritischen Wendepunkten, an denen sich die Richtung der Systementwicklung entscheidet und neue Strukturen entstehen, erlauben Einsichten in die nicht-linearen Dynamiken sozialer Ordnungsprozesse. An diesen Punkten werden nicht nur die Möglichkeiten für Veränderung und Transformation sozialer Strukturen evident, sondern auch die Mechanismen, durch die kollektive Identitäten geformt und rekonfiguriert werden. In Momenten der Bifurkation werden Chancen für eine Neudefinition oder aber eine Bestärkung von Gruppenidentitäten durch affektiv-kognitive Prozesse und die Interaktion mit kulturellen Codes angetrieben. Diese Momente der Entscheidung verdeutlichen, dass kollektive Identitäten nicht statisch, sondern in einem beständigen Prozess der Veränderung und Aushandlung begriffen sind. Dabei werden sie von der Interaktion zwischen Individuum und sozialem Kontext sowie von der kontinuierlichen Aushandlung und Anpassung an neue soziale, politische und kulturelle Bedingungen geprägt. Im Kern zeigt dies, dass die Gestaltung sozialer Ordnung und Differenzierung maßgeblich von den Prozessen der Subjektivierung und der Verinnerlichung kulturell vermittelter Bedeutungen abhängt. Diese Bedeutungen unterliegen einer fortwährenden Neubewertung im Rahmen der kontinuierlichen Interaktion zwischen Individuum und Kollektiv. In der bisherigen Diskussion wurde ersichtlich, dass *kollektive Zugehörigkeiten und Identitäten als relationale und miteinander verwobene Phänomene* betrachtet werden müssen. Sie erweisen sich als *dynamisch entstehende und zugleich fragile Konstrukte* innerhalb sozialer Systeme. Demgemäß können sie nicht als stabile Entitäten begriffen werden, sondern unterliegen stets einem kontinuierlichen Prozess der (Re-)Konstruktion (Delitz 2018, 33). Das dargelegte Verständnis erhellt das nahezu zwanghafte Bedürfnis, Ängste vor dem »Anderen« zu kreieren – unabhängig vom spezifischen Kontext dieser strategisch genutzten Angst und der damit einhergehenden Negativstereotypisierung, wie im Zusammenhang mit *epistemischer Gewalt* erörtert wurde (vgl. Kap. 8.1.2.2). Dies erklärt ebenso die unermüdliche Faszination, kollektive Identitäten sowie mit ihnen verbundene Themen zu diskutieren und letztendlich als homogene Einheit zu konzeptualisieren. Kollektive greifen immer wieder auf derartige Rubriken der Kategorisierung zurück, um Stabilität

zu erlangen, auch wenn keine spaltende Intention vorliegt. Die Notwendigkeit, kollektive Identitäten durch die Schaffung einer historischen Einheit und Kontinuität zu festigen, wird durch die Symbolkraft kultureller Artefakte wie Flaggen, Symbole oder architektonische Großbauten hervorgehoben. Diese Elemente sind nicht nur visuelle Repräsentationen, sondern sie entfalten ihre identitätsstiftende Wirkung auch durch ihre affektive Aufladung sowie durch ihre Einbindung in kulturelle Erzählungen. Sie leisten somit einen Beitrag zur Formung und Festigung kollektiver Erinnerungen. Gleichzeitig bedürfen diese affektiven Bindungen und Narrationen ihrerseits einer fortlaufenden Bestätigung und Neuausrichtung, um ihre stabilisierende Funktion aufrechterhalten zu können. Es manifestiert sich eine wechselseitige Beeinflussung und symbiotische Beziehung zwischen Individuum und Kollektiv. Die emotionale Bindung an Nationen verdeutlicht die signifikante kulturelle Prägung innerhalb sozialer Systeme. Diese Codierungen transzendieren physische Grenzen und manifestieren sich auch in Gemeinschaften ohne festes Territorium, wie beispielsweise bei den Roma oder Kurden. Dies illustriert die Konzeption von Nationen als »imaginierte Gemeinschaften« (Anderson 2006).

Der Austausch individueller Ideale gegen kollektive, häufig personifiziert durch charismatische Führungsfiguren, offenbart die Verschmelzung von individuellen und kollektiven Identitäten und Idealisierungen (Mentzos 2002, 127). Diese Aussage trifft jedoch nicht uneingeschränkt auf alle Individuen innerhalb eines Kollektivs zu. Einige Individuen sind möglicherweise widerstandsfähig gegenüber der Übernahme kollektiver Ideale, integrieren jedoch gleichzeitig ihre individuellen Aspirationen und Wertvorstellungen und sind somit in der Lage, eine kritische Distanz zu den vorherrschenden kollektiven Narrativen zu erkennen und zu wahren. Dennoch führt dieser Prozess zu einer Angleichung von Identitäten und zu einer Stärkung des sozialen Zusammenhalts. Kulturelle Codierungen fungieren als Vermittler, welche sowohl individuelle als auch kollektive Identitäten formen und die Grenzen zwischen dem »Wir« und »den Anderen« definieren und verstärken. Die Akzeptanz kollektiver Ideale seitens eines Teils der Individuen fördert deren Integration in das soziale Gefüge, während gleichzeitig Differenzierungsprozesse innerhalb und zwischen Gesellschaften vorangetrieben werden. Dies verdeutlicht erneut die Rolle kultureller Codierungen bei der unbewussten Beeinflussung und Lenkung menschlicher Wahrnehmungen und Verhaltensweisen. Emotionsmarkierungen (Kapitel 8.1.2) spielen eine wesentliche Rolle bei der Förderung affektiver Bindungen zu kollektiven Symbolen und Narrativen, wodurch sie zur Konstruktion und Erhaltung kollektiver Identitäten beitragen. Die vorliegende Perspektive ergänzt diese Sichtweise, indem sie die konstitutive Rolle von Kommunikation und wechselseitiger Beobachtung für die Formung sozialer Systeme und kollektiver Identitäten hervorhebt. Wie bereits mehrfach dargelegt, stellt Kommunikation den entscheidenden Faktor bei der Konstituierung sozialer Systeme dar. Diese organisieren und differenzieren sich durch wechselseitige Beobachtung ihrer

Mitglieder. Dabei entstehen kollektive Identitäten nicht einfach aus individuellen Zugehörigkeitsgefühlen, sondern sie manifestieren sich als *emergente Phänomene aus der kommunikativen Vernetzung innerhalb der Gemeinschaft*. Die Betrachtung solcher Systeme und der damit verbundenen Identitäten offenbart, dass es sich dabei um stetig wandelbare Konstrukte handelt, die durch das Spannungsfeld von Stabilität und Wandel sowie von Ordnung und Chaos charakterisiert sind. Soziale Strukturen generieren eine interne Ordnung, indem sie durch Selektion und Verarbeitung von Informationen (Sinn) ihre eigene Komplexität managen und Entropie minimieren. Diese unterstützt das System dabei, sich in einer widersprüchlichen Umwelt zu orientieren und zu behaupten. Kollektive Identitäten reduzieren die soziale Komplexität, indem sie klare Grenzen und Zugehörigkeiten in einer schnelllebig und unsicheren Welt definieren. Sie bieten dem Einzelnen Orientierung, Sicherheit sowie ein stabiles Selbstverständnis. Dies erklärt die kontinuierliche Betonung und Rekonstruktion dieser kollektiven Identitäten. Aus systemtheoretischer Perspektive tragen sie zur Stabilisierung sozialer Systeme bei, indem sie eine gemeinsame Basis für Kommunikation und Interaktion schaffen, die soziale Kohäsion und Solidarität verstärken und dazu beitragen, die Komplexität des Systems zu managen. Insofern stellen sie den Metarahmen bereit, der für die Artikulation kultureller Codes und damit für deren Existenz erforderlich ist. Die Entwicklung kollektiver Identitäten ist folglich ein fortwährender Prozess, der sowohl von den individuellen Handlungen der Mitglieder als auch von den umfassenderen kulturellen und sozialen Strukturen geprägt wird. Dies verdeutlicht die Relevanz, Humandifferenzierungen als Resultat komplexer Interaktionen zwischen kognitiven, emotionalen und sozio-kulturellen Faktoren zu erfassen, welche in den dynamischen Prozessen sozialer Systeme verankert sind. Es wird hervorgehoben, dass kollektive Identitäten und soziale Ordnungen als emergente Eigenschaften dieser Prozesse zu betrachten sind, welche durch die strukturelle Kopplung zwischen Individuen und sozialen Systemen, in denen sie interagieren, kontinuierlich (re-)konstruiert werden.

8.4 Kultur

In Anbetracht der Erläuterungen zu den Eigenschaften kultureller Codierungen, ihren vielfältigen Logiken und Wirkweisen wird ersichtlich, dass es angemessener ist, von Kulturen im Plural zu sprechen. Kulturen manifestieren sich als hochkomplexe, durch Koevolution entstandene autopoietische Netzwerke. Diese Netzwerke konstituieren sich aus Inhalten bzw. Bedeutungen, welche durch Schemata generiert und mittels Codes mit sozialen Systemen strukturell gekoppelt werden. Dies ermöglicht eine dynamische Interaktion zwischen den so kreierten Bedeutungen und den operativen Logiken der sozialen Systeme. Die strukturelle Kopplung erlaubt eine wechselseitige Beeinflussung und Evolution, bei der kulturelle Muster und so-

ziale Strukturen einander informieren und verändern. Kulturen manifestieren sich als autopoietische Netzwerke, welche mittels kultureller Codes die Grenzen zwischen Systemen und ihren Umwelten markieren. Soziale Realitäten werden dadurch geformt und Identifikationsprozesse ermöglicht. Die genannten Codes fungieren als selbstreferenzielle Mechanismen, welche durch die Erzeugung spezifischer Bedeutungen und Unterscheidungen die Kontinuität und Selbstreproduktion sozialer Systeme gewährleisten. Ihre Fähigkeit, Entropie zu minimieren und Selbsterhaltungsprozesse zu initiieren, ist von maßgeblicher Bedeutung für die Aufrechterhaltung und Entwicklung sozialer Ordnungen. Die strukturelle Kopplung dieser Codes mit sozialen Systemen sowie ihre Integration in Subjektivierungs- bzw. Konditionierungsprozesse resultieren in einer Verstärkung der Legitimation und Stabilisierung sozialer Strukturen. Die Internalisierung der Codes durch Individuen gewährleistet die kontinuierliche Erneuerung und Dynamik des kulturellen Netzwerks. Die Markierung der Grenzen zwischen Systemen und ihren Umwelten durch spezifische Bedeutungen erfolgt mittels kultureller Codes, wodurch soziale Realitäten sowie Identifikationsprozesse ermöglicht werden. Diese Auffassung berücksichtigt, dass Kulturen sich nicht statisch verhalten, sondern sich in einem Prozess der Selbstorganisation und Anpassung befinden. Die Schemata und Codierungen, die ihre Basis bilden, ermöglichen dabei eine reiche Vielfalt an Ausdrucksformen und Bedeutungen. Kulturelle Bedeutungen und Inhalte resultieren in Verhaltensweisen, die sich direkt auf die zugrunde liegenden Schemata beziehen. Im Rahmen dieser Prozesse entstehen zudem Artefakte und soziale Institutionen, welche innerhalb sozialer Gruppen entwickelt, geteilt und durch soziales Lernen an nachkommende Generationen weitergegeben werden. Obgleich die kulturelle Matrix stets in einem bestimmten Raum entsteht und somit raumgebunden ist, ist sie nicht auf bestimmte territoriale Regionen beschränkt und erst recht nicht an Grenzen gebunden.

In diesem komplexen Gefüge nehmen Emotionen und menschliches Begehren, die tief in unserer biologischen Konstitution verankert sind, eine Schlüsselposition ein. Emotionen fungieren als motivationale Treiber, welche nicht nur individuelle und kollektive Handlungen initiieren, lenken und regulieren, sondern auch für kulturelle Gestaltungspraktiken von essenzieller Bedeutung sind. Soziale Interaktionen und das Miteinander innerhalb einer Gruppe werden maßgeblich von Emotionen beeinflusst (vgl. Kapitel 6). Des Weiteren fördern Emotionen den Zusammenhalt und die Kooperation innerhalb einer Gruppe sowie die Definition von Freund-Feind-Beziehungen. Das menschliche Begehren, welches sich in Formen der Anziehung und Abstoßung, dem Streben nach Belohnung sowie der Vermeidung von Bestrafung äußert (vgl. Kapitel 5), spielt eine entscheidende Rolle bei der Formung, Übermittlung und Wandlung kultureller Inhalte und Praktiken. Es ist tief in körperlichen Belohnungsmechanismen verankert, welche durch Hormone und Neurotransmitter gesteuert werden. Diese Mechanismen können durch bewusste Re-

flexion beeinflusst werden, tendieren jedoch ohne solche Eingriffe dazu, sich im Rahmen autopoietischer Resonanz- und Rekursionsdynamiken selbst zu verstärken und zu bestätigen. Von entscheidender Bedeutung ist dabei die Erkenntnis, dass die Konsequenzen von Belohnung und Bestrafung sich auch in Emotionen und Emotionsmarkierungen wie Scham und Schande manifestieren. Diese beeinflussen die soziale Interaktion sowie die kulturelle Prägung in tiefgreifender Weise. Die Rekursion, also der Prozess, bei dem Aktionen und Entwicklungen innerhalb eines kulturellen Systems auf dessen vergangene Zustände Bezug nehmen und diese als Grundlage für neue Iterationen nutzen, ermöglicht dem System die Selbstreferenzialität sowie die Selbstorganisation und -regulation. Dies verdeutlicht die Relevanz emotionaler Reaktionen und Markierungen als integralen Bestandteil sowohl der Autopoiesis als auch der kulturellen Evolution. Die autopoietische Perspektive auf Schemata verweist darauf, dass diese dynamischen und sich selbst organisierenden Strukturen von entscheidender Bedeutung für die Aufrechterhaltung und Entwicklung kultureller Netzwerke sind. Zudem werden sie durch die fortwährende Interaktion zwischen individuellen Erfahrungen und kollektiven Glaubenssätzen und Praktiken fortlaufend neu konfiguriert. Ihre Formung und Umformung erfolgt sowohl durch interne Prozesse als auch durch die Wechselwirkung mit der externen Umgebung. Im Rahmen kultureller Schemata manifestieren sich rekursive Mechanismen in der Weise, dass vergangene Erfahrungen die zukünftigen Wahrnehmungen und Handlungen innerhalb einer Kultur beeinflussen. Jedwede neue Erfahrung wird durch die Linse bestehender kultureller Schemata interpretiert, welche als kollektive, kognitiv-affektiv-leibliche Strukturen gefasst werden können. Die resultierende Wahrnehmung oder Handlung integriert sich in diese Schemata, modifiziert sie und bereitet sie auf zukünftige Ereignisse vor. Der kontinuierliche Kreislauf von Erfahrung, Interpretation und Anpassung veranschaulicht rekursive Prozesse in der biokulturellen und sozialen Evolution. Für das Verständnis der Entwicklung kultureller Identifikationsprozesse sind rekursive Prozesse somit von grundlegender Bedeutung. Sie verdeutlichen, wie historische und kulturelle Kontexte gegenwärtige soziale Dynamiken und Unterschiede formen. Die fortwährende Anwendung und Adaption kultureller Schemata in Reaktion auf neue Erfahrungen innerhalb spezifischer kultureller oder historischer Kontexte generiert und modifiziert individuelle und kollektive Identifikationsprozesse sowie korrespondierende soziale Strukturen. Diese Prozesse erlauben es Kulturen, sich an veränderte Umstände anzupassen, ohne dabei ihre Kernidentität aufzugeben. Dies erfolgt durch die Integration neuer Elemente und eine Neuinterpretation bestehender Elemente. In diesem Sinne stellen kulturelle Schemata sowie die durch sie vermittelten Emotionen und Begehren zentrale Komponenten dar, die das autopoietische Netzwerk der Kultur kontinuierlich durchlaufen und neu gestalten. Folglich tragen sie zur Koevolution und zur dynamischen Anpassungsfähigkeit von Kulturen bei. Selbstreferenzialität und autopoietische Merkmale dieses Kulturkonzeptes bedeuten nicht zwangsläuf-

fig eine absolute Autarkie oder eine Tendenz zur Isolation von Kulturen. Vielmehr illustrieren die betonten Dynamiken und die durch kulturelle Codierung, teilweise auch durch Zwang vermittelte Autorität der Differenzierungsregime die facettenreiche Komplexität kultureller Dynamiken, die in lebendiger Wechselwirkung mit externen Faktoren stehen. Angesichts dieser historischen Perspektive ist Kultur nicht als ein in sich geschlossener, monolithischer Block anzusehen. Stattdessen wird die Rolle von Kultur als ein Netzwerk verstanden, das durch dynamische Wechselwirkungen und einen lebhaften Austausch zwischen verschiedenen Kulturen und ihren Umwelten charakterisiert ist. Dieser Ansatz hebt hervor, wie die menschliche Fähigkeit, kulturelle Netzwerke zu bilden und zu pflegen, sich als Antwort auf die Notwendigkeit entwickelt hat, sich in zunehmend komplexeren sozialen Strukturen zurechtzufinden. Die Anerkennung der netzwerkartigen Natur von Kulturen und ihres Austauschs mit der Umgebung erlaubt die Überwindung der Grenzen eines rein introspektiven Verständnisses von Kultur. Dadurch werden die vielfältigen Wege erforscht, auf denen Kulturen im Laufe der Zeit geformt, angepasst und neu interpretiert werden, um den Anforderungen einer zunehmend komplexen Welt gerecht zu werden. Die matrixartige Beschaffenheit von Kulturen umfasst sowohl immaterielle Aspekte, wie Ideen und Bedeutungen, als auch materielle Elemente, wie Artefakte und Rituale. Dabei werden sowohl die immateriellen als auch die materiellen Elemente in Form kognitiv-affektiv-leiblicher Schemata integriert. Die Komplexität menschlicher Kulturen wird dadurch ersichtlich mit der Konsequenz, dass die Unterscheidung zwischen »innen« und »außen«, wie sie möglicherweise noch vor einigen Zehntausend Jahren in überschaubaren Gruppengrößen möglich war, für die Gegenwart nicht länger aufrechterhalten werden kann. Diese Erkenntnis lässt sich unmittelbar aus der vorherigen Diskussion über Schemata und die matrixartige Beschaffenheit von Kulturen ableiten. Die Konstitution von Kulturen erfolgt durch ein komplexes Geflecht aus immateriellen Aspekten, wie Ideen und Bedeutungen, sowie materiellen Elementen, darunter Artefakte und Rituale. Diese Elemente manifestieren sich nicht nur in der äußeren Welt, sondern werden auch intern durch kognitiv-affektiv-leibliche Schemata erlebt und verarbeitet. Die Integration sowohl materieller als auch immaterieller Aspekte in die individuelle und kollektive Wahrnehmung verdeutlicht, dass Kulturen nicht als abgeschottete Einheiten existieren, deren Innenleben klar vom Außen abgegrenzt ist. Vielmehr sind Kulturen, trotz ihrer systemischen Abgeschlossenheit und ihrer unhintergehbaren Dynamik von Inklusion und Exklusion (vgl. Kapitel 2.2.9), durch eine hohe Durchlässigkeit gekennzeichnet, in der externe Einflüsse ständig aufgenommen, verarbeitet und in die eigene kulturelle Matrix integriert werden. Gleichzeitig manifestieren sich kulturelle Praktiken und Bedeutungen in externen Kontexten und beeinflussen dort wiederum andere Kulturen und gesellschaftliche Systeme. Die Durchlässigkeit und Verflechtung kultureller Grenzen führt zu der Erkenntnis, dass Kulturen nicht als isolierte Einheiten betrachtet werden können, bei denen ein klares In-

nen von einem Außen unterschieden werden kann. Der Ansatz impliziert, dass Kulturen durch Machtstrukturen sowie durch gegenseitige Beeinflussungen geformt werden, wobei die Notwendigkeit einer dynamischen Anpassung an und Interaktion mit der Umwelt betont wird. Eine derartige Betrachtungsweise erlaubt eine detaillierte Analyse von Machtverhältnissen und demonstriert, wie kulturelle Normen und Werte durch soziale, ökonomische und politische Kräfte beeinflusst und modifiziert werden. Die Fokussierung auf Austauschbeziehungen und die Durchlässigkeit kultureller Grenzen erlaubt eine differenzierte Analyse von Machtverhältnissen und verdeutlicht, wie kulturelle Normen und Werte durch soziale, ökonomische und politische Kräfte beeinflusst und modifiziert werden. Dadurch kann die Gefahr einer mitunter kritisierten Überschätzung der Selbstgenügsamkeit sowie einer Vernachlässigung von Machtstrukturen und Ungleichheiten weitgehend vermieden werden. Gemeint ist, dass Kulturen weder abgeschottete, eigenständige Systeme darstellen noch von internen Hierarchien unberührt bleiben, sondern vielmehr in dynamische Machtverhältnisse und interkulturelle Wechselwirkungen eingebunden sind. Gleichzeitig wird durch den Ansatz das Risiko eines reduktionistischen Kulturverständnisses adressiert, da er die Komplexität, Mehrdeutigkeit und den widersprüchlichen Charakter kultureller Phänomene betont. Die Anerkennung der Notwendigkeit empirischer Überprüfbarkeit der Annahmen schafft den Raum für die Erforschung der dynamischen Wechselwirkungen zwischen Kulturen und ihren sozialen, ökonomischen und politischen Kontexten.